Max Geißler

Das hohe Licht

Max Geißler

Das hohe Licht

Von **Max Geißler** erschienen ferner im gleichen Verlage:

Neu! Briefe an meine Frau 1903—1912. 3. Tausend . . . . geb. M. 5.—
Neu! Neues Märchenbuch. 10. Tausend. Illustriert . . . geb. M. 4.—
Am Sonnenwirbel. Eine erzgebirgische Dorfgeschichte. 4. stark veränderte Auflage . . . . geb. M. 5.—
Das Heidejahr. Roman. 7. Taus. geb. M. 5.—
Das Moordorf. Kulturroman. 8. T. geb. M. 6.—
Das sechste Gebot. Roman. 5. Taus. geb. M. 5.—
Der Erlkönig. Roman. 7. Taus. geb. M. 6.—
Die Glocken von Robbensiel. Roman. 7. Tausend . . . . . geb. M. 4.50
Die goldenen Türme. Roman. 5. T. geb. M. 4.—
Die Musikantenstadt. Roman. 5. T. geb. M. 5.—
Hütten im Hochland. Roman. 7. T. geb. M. 5.—
Inseln im Winde. Ein Halligroman. 6. Aufl. . . . . . geb. M. 4.—
Tom der Reimer. Eine romantische Geschichte. 2. Aufl. . . . . geb. M. 5.—
Die Bernsteinhexe. Schauspiel. 2 T. geb. M. 3.—
Nordlicht. Tragödie (in Vorbereit.) geb. M. 3.—
Das Tristanlied. Dichtung. 2. Taus. geb. M. 5.—
Die Rose von Schottland. Eine Dichtung mit Bildern. 3. Taus. geb. M. 6.50
Gedichte. Volksausgabe. 5. Taus. kart. M. 1.—
— Luxusausgabe in Leder M. 7.50
Soldatenballaden. 10. Tausend . kart. M. 1.—
Wie ich Dichter wurde. Der neuen Ausgabe 20. Tausend, der Gesamtausgabe 120. Tausend, brosch. M. —.20

Das hohe Licht

Roman

von

Max Geißler

Erstes bis fünftes Tausend

Leipzig / Verlag von L. Staackmann / 1913

Der Entwurf zur Einbanddecke
ist von A.-Felix Schulze

Es war Anfang April und über Santa Ferrara am Berge stürzten aus allen Gipfelrunsen noch Ströme von Silber: der letzte Schnee, der in den Schatten der Schroffen sich verborgen hatte. Bis an die Mauern der Bergwiesen wagte der Schnee sich um diese Zeit, bis an die Mauern, die die Ältesten in Santa Ferrara hatten aufrichten helfen: übereinandergelegte Steine, an den Hängen zusammengelesen.

Stundenweit wanden sich diese Mauern am Berg empor, von den Tälern anzusehen wie graue Schlangen. Und zwischen ihnen dehnten sich die Weideflächen, über deren sanften Teppich hin die kleinen grauen Bergkühe läuteten. Die Granaten blühten um die Mauerbreschen von Santa Ferrara; und die Passifloren an den Häusern ließen aus dem Rankengewirr ihre Sterne leuchten. Als wolle das Regelmaß ihrer Schönheit mit der Glut in den Feuerbechern der Granaten wetteifern!

Die Häuser waren niedrig, hatten beinahe flache

Dächer aus grauen Pfannen, die einmal rot gewesen sein mochten, und der Kalk zwischen den Steinen der Wände war verwittert. Fledermäuse flatterten in die klaffenden Risse, sobald der Tag über die Gipfel der Gebirge stieg.

Diese Häuser standen in Grüppchen von dreien und vieren beisammen — wie die Schmuggler in der Bergeinsamkeit. Ringsherum grünten die Weiden; da und dort wölbte eine Edelkastanie ihr mächtiges Laubdach; ihre Wurzeln tranken aus einem rauschenden fußbreiten Bergwasser.

Und allenthalben an den niedern Mauern entlang schlängelten sich Pfade . . . Höher hinauf durch ellenhohes Arvengestrüpp oder halmlanges dürftiges Buschholz. Über Schroffen und Felsplatten — allenthalben schlängelten sich Pfade. Die waren nicht getreten, damit auf ihnen zwei Menschen nebeneinanderschreiten konnten. Sie liefen zu hundert Häusern diesseits und jenseits der Grenze zwischen Welschland und Tirol und liefen doch alle zu einem Ziele. Es waren die Wege der Schmuggler.

Die Leute von Santa Ferrara besaßen kaum eine der grauen Kühe, die um ihre Hütten auf der Weide gingen; die grünen Flächen gehörten den Gemeinden in halber Höhe des Berges. Nur

ein paar Ziegen hatten die in Santa Ferrara; die kletterten noch höher als die Schmuggler und kamen von selbst heim, wenn das Ave aus den Dörfern emporklang oder wenn die vollen Euter ihnen beschwerlich wurden. Noch höher als die Ziegen aber hausten zwei Menschen. Die alte Finotti droben in der Kapanne am Saume des Himmels, und der Einsiedler, der nicht einmal eine Kapanne hatte. Die Nonna Finotti — mit der die Geschichte vom hohen Licht anhebt ... die Nonna Finotti, die auch durch das Ende dieser Geschichte gespenstet — die Alte blieb immer die gleiche. Jahrzehntelang. Darüber wurde sie allgemach Stein. Der Einsiedler aber, der in der Felsenhöhle hauste, wechselte. Einer starb; einer fand einen besseren Platz zur Buße für seine Sünden, ein dritter wollte plötzlich erkannt haben, das Weltleben sei ein dem lieben Gott gefälligeres Werk als dies himmelblaue Dasein auf dem Grate des Berges, auf dem immer im Juni der letzte, im August der erste Rauhreif des Jahres ihm auf die Kutte fiel. Dann kam ein Bergbruder, der Fra Girolamo — etliche sagten: der Teufel hätt' ihn geholt; denn er hätt' ihm eines himmelschönen Weibes wegen die Seele verpfändet. Und sei endlich in die Felsenhöhle geflohen in der

Meinung, dort fänd' ihn keiner. Eines Tages jedoch hing die braune Kutte am Einschlupf zum Nest im Gestein, der Bergbruder aber war nicht mehr drinnen . . . und dennoch schreitet diese Kutte, die der Teufel verschmähte, da er ihres Bewohners sich sicherte, mitten hin durch die Geschichte vom hohen Licht . . .

— — — — — — — — — — — —

Nestweise zusammen standen die Häuser dieses wunderlichen Gemeinwesens am Berge. Nestweise hielten auch die Bewohner von Santa Ferrara zueinander. Und jedes Nest hatte seine Geheimnisse.

Die Menschen in dem einen kümmerten sich nicht sonderlich um die im anderen. Sie konnten ja nicht einmal den Schein des nachbarlichen Herdfeuers sehen, wenn sie die Köpfe aus den Türen ihrer Häuser steckten. Sie hatten alle genug zu tun mit sich selbst: mit ihren geschmuggelten Waren, mit ihren Pascherplänen, mit ihrer Wachheit und mit ihrem Haß gegen die Zöllner. Die Mädels mit ihrer Liebe.

Der Schein der Herdfeuer von Santa Ferrara erlosch selten. Auch des Nachts ließ er durch den Hauch eines Mundes sich von neuem beleben; denn unter dem Häuflein Asche auf der Herdstatt glomm die Glut heimlich fort über den Abend

hinaus, damit sie aufflamme, wenn einer der Männer von Santa Ferrara im nächtlichen Dunkel von den Grenzwächtern verfolgt, Schutz an einem solchen Herdbrande suchte.

Am laurigsten mußte das Feuer der Schenke zum hohen Licht unter seiner grauen Zudecke schlafen.

Fast regelmäßig um Mitternacht aber ging es auch an in einer kleinen verfallenen Kapanne ganz oben am Berge. Um dies gottverlassene Haus lief der Sturm dreihundert Nächte im Jahr. Und in der Kapanne an den Säumen der Erde saß die Mutter des Weinwirts von Santa Ferrara.

Ihr Mann war ein Schweinhirte gewesen dem Namen nach; ein Schmuggler aber seiner Art nach. War er gleich der wildeste gewesen, so war sein altes Leben doch auf dem Kastanienlaube im Winkel der Kapanne versickert in die blaue Stille des Todes. Er hatte geschmuggelt Tabak, Salz und Kaffee; er hatte geschmuggelt seine Seele in die ewige Seligkeit; und er hätte auch sein erschmuggeltes Silber mit durch das Rosenrot des Abendhimmels gepascht — aber die Wege dort oben sind ja mit goldenen Kronen und Doppelkronen gepflastert . . .

So blieb das irdische Geld in den Händen seines

Sohnes Alberto. Und Alberto Finotti kaufte die Schenke von Santa Ferrara, schmuggelte aus ererbtem Recht, und ließ sein Weib Albina das Herdfeuer hüten.

Droben in der Kapanne, die so nahe der Grenze des Himmels lag, lebte die Nonna indes ihr wunderliches Traumleben weiter. Wenn sie einer fragte: „An wen glaubst du, Nonna Finotti?" dann sagte sie: „An das Lotto und an die Madonna; denn ich bin eine gute römisch-katholische Christin —" Sie sagte das ganz mechanisch und in einer abgegriffenen Formel; an den Sinn ihrer Rede dachte sie längst nicht mehr.

Das Lotto war ihr Anker auf der Sturmfahrt durchs Leben gewesen. Wenn es wild wurde um sie her, dann warf sie diesen Anker aus und kam darüber zur Ruhe. Das Lotto hatte ihr die Mitgift gespendet, ohne die sie niemals eines Mannes Weib geworden wäre; dem Lotto dankte sie ihrer Meinung nach alles Glück; das Lotto hatte sie vor Sünde bewahrt — dereinst würde sie ihm also auch den Himmel danken. Und dem Lotto dankte sie zuletzt die Silberstücke, die in dem laubgefüllten Bettsack steckten, auf dem sie schlief.

Großmutter Finotti hatte das Schlafen in den Tag verlegt; denn um die blauschwarze Mitter-

nacht hatte sie ihre Gesichte: um die blauschwarze Mitternacht oder in den Rinnsalen des Mondlichts stiegen die Frauen und Mädchen aus den Dörfern zu ihr empor und ließen die Glücksnummern der nächsten Ziehung sich verraten.

Oder sie hockten bei ihr am Herdfeuer und ließen sich eine „Caraffe" brennen. Dazu begoß die Sibylle ein Stück weiße Lammwolle oder die seidigen Köpfe des Moorgrases mit dem Safte aus neunerlei Kraut. Ein schwelender Qualm von wunderlichen Farben stieg empor und ließ die übernächtigen Augen ihre Sehnsucht sehen.

An den Sparren des Kapannendachs hingen Beutlein mit Vierblättern, jungen Kindszähnen, Schnüren, die in Schneckenschleim silbrig geworden waren, und getrocknete Eidechsen mit zwei Schwänzen ... Wer wundert sich also, daß vor Großmutter Finottis zitterigen Fingern der Vorhang vor der dunkelblauen Zukunft und selbst vor der schimmernden Ewigkeit sich auftat?

Ihre Hände waren wie getrocknete Kastanienblätter; ihr Gesicht war gedörrt in der Sonne von sechsundsiebzig Bergsommern; ihr Haar war vermodert in fünfundsiebzig Felsenwintern, in denen Schnee und Regen darübergeronnen waren. Und dem späten Brand ihres Herzens gab alles

Unkraut des Aberglaubens ein wunderliches Licht und leuchtete bis hinauf in ihre Augen.

Einmal um Mitternacht fanden sie die Alte an ihrer Herdstatt sitzen und ins Feuer starren. Ihre Augen waren groß und hell wie Morgensterne — aber es war der Schein des Brandes vom Herd, der darin so leuchtete . . . Etliche sagten: es wäre die Ewigkeit, die in Nonna Finottis Augen schiene.

Eine Stunde zuvor war sie gestorben und saß nun noch immer, als starre sie hinüber in die andere Welt.

In die Kapanne am Saume der Erde, die da droben so recht ein Schemel seiner Füße war, hat danach keiner sein Dasein verpflanzen wollen als Enrico Capobianco, der Roßhirt. Der Kerl sah aus wie eine Kröte, die der Nixenkönigin Silberhaar sich aufgesetzt hat. Und maß knapp seine sieben Spannen — das heißt: war eine länger als ein Zwerg, und war doch nicht zu klein, der ganzen Geschichte vom Berg eine Zeitlang voraufzulaufen als ein Hauptmann. Enrico Capobianco, der Himmelspförtner mit dem Wollgrasschopf, den Stielaugen und dem Gesicht, in dessen Mitte der Mund hing wie die Kreuzspinne im Netzel Capobianco, der hernach die sternschöne Liebe in seinem Herzen trug . . . das einzige, das an dem

Männlein nicht vermodert war. Und dies selbige Herz zerbiß ihm die bleierne Schlange.

Und in derselbigen Mitternacht, in der die Ewigkeit in den Augen der Wahrsagerin vom Tore des Himmels stand, fingen die Zöllner den Schmuggler und Weinwirt Alberto Finotti vom hohen Lichte zwischen den Felsen.

Die Mädchen, die zu der Sibylle gekommen waren, hörten die Gewehre brüllen durch die Bergspalten — es war, als lösten sich die Steinblöcke, knatterten die Wände hinab und stürzten unten aufjauchzend durcheinander . . . Schmuggler und Zöllner ließen ihren Haß durch die Mondnacht fahren aus den feurigen Mündern ihrer Flinten. In tausend Runsen gefaltet lag die Nacht. Und die tausendfältige Nacht schuf aus jedem Knall eine Salve, aus jedem Gewehr ein Heer.

Auch Alberto Finotti haben sie von der Kapanne aus im Vollmondlichte gesehen: wie er emporgeprallt ist mit dem Stahlstück im Herzen, wie er droben auf den Steinschroffen gestanden ist und den Stutzen geschwungen hat . . .

Aber nur einen Augenblick blieb dieses Bild stehen im Silber der Nacht. Dann stürzte der Leib des verwegensten aller Schmuggler mit gallebitterem Fluch in die Kluft.

Und die Kugeln der Zöllner sangen ihm das Sterbelied.

Die Bergfalken kreisten danach tagelang über jener Stelle, an der ein Wald von zackigen Steinschroffen ragte.

Vielleicht haben sie dem Toten das Fleisch von den Knochen genagt.

Seine Leiche hat niemals geborgen werden können.

So sind sie in einer Nacht gestorben: droben vor den Toren des Himmels die Nonna, die dem lieben Gott ins Handwerk pfuschte; und ihr Sohn, der Wirt vom hohen Licht in Santa Ferrara. Der war auch schon grauhaarig gewesen; aber das Alter hing nur so außen um ihn herum: er hatte Sehnen wie ein Luchs und ein Herz von Wildfeuer.

— — — — — — — — — — —

In diesen Tagen kam ein Zara vom Berg — es war der Großvater jener Beatrice Zara, der Eifersucht und Liebe das Herz fraßen. Der war auf der Fährte Finottis gestrichen; denn er meinte: Alberto Finotti habe Winkel zwischen Himmel und Erde gewußt, in denen er geschmuggelte Waren verbarg. Nun hatte der Tod vor die Schlupflöcher sich gestellt.

Aber entweder hatte Zara keinen guten Wind gehabt, oder Finottis Vorratskammern im Reiche, da die weißen Sommerwölklein als einzige Blumen blühten, gehörten ins Märchen.

Dieser letzteren Ansicht konnte der alte Zara nicht sein. Ja, so sicher war er seiner Sache, daß er in der Hoffnung auf zukünftige Schätze den Blick bei Tag und Traum zum Gipfel des Berges richtete. Und ein Auge, das ihm ein wenig scheel im Kopfe stand, hätte sich verschoben vom schielen nach den ungehobenen Schätzen, sagten die Leute um diese Zeit, die des scheelen Zara Unrast erkannten.

An einem jener Tage kam er vom Berg und trug die braune Büßerkutte des verlorengegangenen Fra Girolamo hernieder. Bei der Pforte der Höhle hatte sie gehängt, am Stein — weiß Gott, wo der Bruder hingekommen war, der einst in der braunen Hülle gehaust hatte.

— — — — — — — — — — —

Die Witwe Albina Finotti aber schleppte seit jenen Tagen ein Fieber durch ihr Leben; das glühte ihr das Mark aus den Knochen, das brannte ihr das Herz zur Schlacke; davon wurden ihr die Augen heiß und trocken und sahen aus, als wüßten sie nicht mehr, wozu sie dawären.

Mit ihrer Tochter Merceda, einer wilden, schwarzen Bergkatze von sechzehn Jahren, hielt Albina Finotti das Haus instand.

Es war, als wäre durch den Tod Finottis dort gar keine Lücke gerissen . . . Merceda schaltete und waltete für Vater und Mutter zugleich. Alles im Hause hielt sie blank: die Kupferpfannen, die Tische, die Fenster, ihr Herz und ihre Augen. Und der Wein war besser denn je. —

Innerhalb der kleinen Häusergruppe, zu der die Weinschenke gehörte, ward in den Sommernächten nicht selten so lange geplaudert, bis die Sterne zu höchst auf ihrer Bahn standen. Etliche Frauen fanden um diese Zeit vor dem Anwesen der dicken Lora Zara sich ein, setzten sich auf die Steinstufen vor der Haustür und schwätzten halblaut und wichtig, bis Frau Lora zu ihnen heraustrat. Dies Haus stand der Rückwand der Schenke gegenüber; die Häuser der ganzen Gruppe aber bildeten beinahe ein geschlossenes Viereck: sie lagen etwa wie die Gebäude eines Bauerngutes im Flachland, und der Platz, zu dem die Türstiegen Lora Zaras herabführten, war der gemeinsame Hof für alle Bewohner.

In einer Juninacht erwachte Lora Zara an ihrem Herde, wo sie eingeschlafen war — die

dicke Lora konnte sogar im Stehen schlafen — und trat heraus in den Mondschein.

Da hockten wahrhaftig noch zwei der Nachbarinnen auf der Stiege und ließen die Fäden durch ihre harten Finger laufen. Die Spindeln klapperten von Zeit zu Zeit einmal auf den Steinen; und ein paar Worte fielen durch ihre Zähne.

Wenn Lora Zara da war, konnten die andern das Reden sich sparen.

„Mercedaaa!" rief sie nach der Schenke hinüber. Der Name flog an die Hauswand wie ein Stück Glas. Aber die Türe blieb verschlossen.

„Eh," sagte Lora Zara zu den beiden Frauen, „es steht schlecht um Albina Finotti."

„Sie wird sterben!" sagte die eine gleichgültig.

„Gott sei ihr gnädig!" sagte die andere und legte die Hände ineinander.

Lora Zara aber setzte sich auf die Schwelle und lehnte sich seitlich gegen den Türstein. Sie hockten dort wie die Nachteulen. Der halbe Mond schien ihnen in die Gesichter, und von rückwärts umflatterte sie zeitweilig ein goldener Vogel: der Schein, den das niedergehende Herdfeuer verloren hatte. Manchmal warfen sie einen Blick hinüber zur Osteria — ob Merceda Finotti denn

nicht kommen wollte, ihnen zu berichten, wie's um die Kranke stand.

Man wußte: in den Fieberanfällen dieser Tage erzählte Albina Finotti von dem Grab in den Schroffen und starrte mit heißen Augen empor zum Gebirge.

Merceda hatte in Haus und Schenke schon alle Pflichten der Mutter übernommen: sie arbeitete am Tage und wachte in der Nacht und ruhte auf ihrem Lager mit halbwachen Sinnen, zu jeder Frist bereit, die Wünsche der Kranken zu erfüllen oder den eiligen Schritt des Paschers zu vernehmen, der im nächsten Augenblicke durch das verabredete Zeichen an der Tür Einlaß forderte.

Seit das Leben Albina Finottis nach der Meinung der Leute von Santa Ferrara nur noch nach Tagen zu zählen war, sprach man am Berge von nichts anderem als von dem Schicksale der Schenke; denn diese Schenke war ein Teil des Schicksals der Schmuggler. Unter dem Keller oder im Gemäuer des Grundes befanden sich Höhlen mit Zugängen, die nur den Wissenden sichtbar waren. In dieser Schenke waren im Laufe der Jahre Lasten geschmuggelter Waren verborgen worden. Und wer auf seinem Paschgang erst einmal unter dies Dach gelangt war, der hatte nicht

mehr zu fürchten, daß ihm die Häscher etwas anhaben konnten. —

Weil Merceda auf den Ruf der dicken Lora nicht erschien, ward die Rede der Frauen auf der Stiege zum Flüstern.

„Schläft Merceda Finotti?“ fragte Lora Zara.

„Sie arbeitet. Siehst du nicht das Licht durch den Türspalt rinnen?“

„Sie arbeitet!“ lachte Lora und schüttete den ganzen Hohn ihres Herzens in dies Lachen — „sie arbeitet! Warum ist sie dann schön? . . . Nun ja, sie wird eine wie ihr alle! Und wenn sie heiratet, läßt sie sich von ihrem Manne für ihre Arbeit schlagen. Warum laßt ihr euch von euern Männern schlagen? He? Warum seid ihr dürr und seid alt vor der Zeit? Ihr lauft im Joche wie die Zugkühe und plagt euch wie die Muli! Das ist es!“

„Oh, oh,“ seufzte die lange Nachbarin — um ihre Augen und ihren Mund hatten die Falten sich verfitzt wie graue Haare — „was sollen wir denn tun?“

Und Lora schlug die flache Hand auf ihren fetten Schenkel —

„Santa Madonna, seht ihr nicht meine Schönheit? Seht ihr nicht mein Fleisch?“

„Oh, welch' schönes Fleisch," bekannten die beiden andern voll Neid.

„Schöner denn Butter!" schätzte Lora. Und wenn Carlo Zara in dieser Nacht daheim gewesen wäre, er hätt' es ihr mit stolzen Augen bestätigt.

Carlo Zara war der dicken Lora Ehemann. In den Beinen war er ein Storch und im Gesicht ein Schneider.

Unter allen Frauen am Berge war Lora Zara die einzige, die nach dem Tod Albina Finottis nicht in der Weinschenke als Padrona herrschen wollte. Sie scheute die Arbeit. Und der Gedanke, in den Nächten mit wachen Ohren schlafen zu müssen, schuf ihr Pein.

Deshalb hörte Carlo Zara seit einiger Zeit mit heimlichem Groll zu, wenn die Nachbarn bei ihren abendlichen Zusammenkünften oder die Frauen am Tage schon rechneten, was die Schenke wert wäre; oder wenn sie berieten, welcher der beste Wirt, welche die rührigste und verschwiegenste Padrona im hohen Lichte sein würde ... Denn daß Merceda Finotti mit ihren sechzehn Jahren daran denken könnte — ach, das war ja unmöglich! ...

Während die drei Frauen in der anrückenden Mitternacht noch über diese Dinge sprachen, tat die

rückwärtige Tür der Schenke sich auf, und ein flammenroter Schein wehte heraus in die Nacht. Gleich darauf trat eine dunkle Gestalt in das goldene Feld der geöffneten Pforte. Das war Merceda Finotti.

Einen Augenblick verzog sie auf der Schwelle, als wollte sie ihr Auge an das andere Licht der Mondhelle gewöhnen. Dann schritt sie herab. Schlank und ruhig — längst war nichts Kindhaftes mehr an diesem Mädchen. Ihre Pantoffeln klappten über die Steine — stolz und gemessen war ihr Schritt. Die Augen der Frauen hingen an ihr — nicht, um ihr das ungesprochene Wort über Albina Finottis Befinden von den Lippen zu lesen, nein, sie sahen das Wunder ihrer braunen Schönheit. Die war herber als die aller Mädchen vom Berge.

So schritt sie über den Platz zwischen den Häusern, trat ganz dicht an die Frauen heran und sagte: „Albina Finotti ist in dieser Stunde gestorben. Ich habe ihr die Hände ineinander gelegt, und ich habe ihr die Augen zugedrückt."

„Oh Madonna!" schrien die Frauen und sprangen empor. Lora Zara aber blieb an ihrem Platz und murmelte ein kurzes Gebet.

Dann gingen sie alle hinüber in die Schenke.

In der dumpfen Kammer neben der Küche lag die Frau in ihrem letzten Schlafe. — — — —

Noch nicht drei Stunden ruhte Albina Finotti im Grabe, da reichten in der Schenke von Santa Ferrara die Bänke und Stühle nicht zu für die Gäste, die Mercedas Wein trinken wollten.

Auch Frauen waren gekommen, darunter etliche, die Merceda noch nie gesehen hatten. Aber von ihrer ernsten Schönheit wußten sie alle: denn die machte die Männer zu Narren.

Manche dieser Frauen dachten, Merceda müsse dick sein; denn Schönheit ohne Fett — es wäre ja nicht zu glauben gewesen! Sie dachten: Merceda müsse Augen haben, dunkel wie die Dämmerung und verheißungsvoll wie eine sinkende Frühlingsnacht. Augen, deren Strahlen Netze schössen, die Herzen der Männer zu fangen. Nun sahen sie zwei klare Augen. Nun sahen sie die überlegene Ruhe, die jede Bewegung dieses schlanken, jungen Frauenleibes trug. Nun hörten sie den sichern Klang ihrer Stimme und sahen sie in dem Haus am Berge walten — so aufrecht und so voll von dem Bewußtsein ihrer Pflicht, daß kaum ihre Augen verrieten, wieviel Leid in den vergangenen Wochen sie gesehen hatten.

Etliche, denen vor anderen an dem Besitze der

einträglichen Schenke von Santa Ferrara gelegen war, sprachen es an diesem Nachmittage zum erstenmal im Beisein Mercedas aus und sagten's ihr ins Gesicht: ein Mädchen von sechzehn Jahren könne keine Weinschenke besitzen, sie solle verkaufen und fortgehen.

Aber sie vermied ein Gespräch über diese Dinge. Oder sie tat, als ginge sie keine dieser Reden an.

Man nannte Kaufsummen; man überbot sich gegenseitig im Preise; man ließ Merceda etliche braune Geldscheine sehen, um sie zu locken . . .

„Heilige Mutter Gottes, was will das mit ihr werden?" schrien die Weiber neidisch sie an. Und taten, als sollte einst mit ihnen gerechnet werden am großen Gericht, weil sie das junge Ding hätten verderben lassen in Schmach und Schande.

Aber Merceda zog kaum die Achseln.

Sie trug in gleichmütigem Stolze herzu, was man von ihr verlangte, und ließ die großen Kupferstücke dafür in ihre Tasche klirren.

Nur wie sie die Lippen warf — das konnte verraten: ihr Herz verachtete die Kauflustigen mit ihrer aufdringlichen Eigensucht. Die hockte hinter allen Gläsern, die saß laurig auf allen Schemeln und wollte Merceda Finotti hinausdrängen aus

dem, was sie ererbt hatte ... äh, wie sie die verachtete!

Andere aber — die Listigen — setzten den Wert der Schenke herab. Warum? Sie sei als Schlupfwinkel der Schmuggler gefährlich, wie ein Pulverfaß in der Nähe des Herdbrandes.

Währenddem hockten die Weiber draußen auf der Stiege, plärrten zwischen die Gespräche der Männer wie die Truthühner und ließen das schweigsame stolze Mädchen dabei kaum aus den Augen.

Etliche aus den tiefer gelegenen Berghöfen waren nur aus Neugier gekommen und dachten nicht daran, die Schenke zu kaufen. Diese fanden Merceda Finotti noch viel schöner und gefährlicher und bliesen ihre Bewunderung in das Feuer der Eifersucht, das in einigen Frauen brannte. Und in allen Mädels, die einen Liebsten unter den Schmugglern hatten — oder unter den Zöllnern ...

„Schlank wie eine Zeder und schmiegsam wie eine Schlange," sagte eine, biß sich die Lippen und schlug mit der Spitze ihres Pantoffels erregt die Steine unter ihren Füßen. Ihr Mann hatte schon manche Nacht in der Schenke von Santa Ferrara beim Weine verbracht ... natür-

lich wegen jener schwarzen Felsentaube! Sie taten alle, als gäb's keinen anderen Grund, im hohen Lichte zu sitzen.

So ärgerten sich an diesem Tage, die gekommen waren, Albina Finotti den letzten Dienst zu erweisen. Es ärgerten sich die Alten, daß sie zu alt waren für die Wachsamkeit, die die Bergschenke von ihrem Wirte forderte. Es ärgerten sich die Jungen, weil nicht jeder von ihnen der einzige war, der Merceda schön fand.

Natürlich rechnete jeder dieser Jungen: Merceda wird nicht daran denken, die Schenke allein zu führen — sie muß einen Mann nehmen! . . .

Und der, den sie wählte, der hatte hinfort nicht nötig, nach jeder Tombola die getäuschten Hoffnungen auf ein Terno zu Grabe zu tragen; denn er hatte im Lotto des Lebens sein Terno gewonnen: Merceda Finottis Maienblüte, die Osteria zum hohen Licht, und all das Geld, das die Schmuggler darin hängen ließen . . . Donnerwetter, dies Geld! Alle Himmel, dieser sechzehnjährige wilde Mädchenleib!

In der Nacht, die dem Begräbnistage folgte, trugen die meisten einen zähneknirschenden Ärger vom Berge.

Etliche der ärmsten Burschen aber jauchzten

ihre Freude über die Hänge, als wollten sie die Felsen wachrufen — Merceda Finotti war nicht durch Geld kirre zu kriegen, ihr Nest zu verhandeln! Wer den heißen Brand der Liebe in ihr anblies — der war's! Und der hatte sie und alles!

„Sie und alles!" Der am lautesten jauchzte, war der Francesco Cerulli.

Cerulli?

Nun, er war einer von den vielen. Berghirt. Die Sonne brannte ihm die Locken, und seine Augen flogen immer um Merceda Finotti herum als ein paar goldene Zitronenvögel um eine Wildrose. Er lachte Santi Praga aus und beneidete ihn; er faßte ihn und schwur, gemeinsame Sache mit ihm zu machen . . . alles in drei Minuten; und an allem war die Merceda schuld, aus der kein Mensch klug werden konnte! Francesco Cerulli . . . das war auch der, der eines Morgens ins hohe Licht gekommen war —

„Merceda!"

„Eh?"

„Mir hat geträumt, Merceda Finotti."

„Was geht's mich an?"

„Man sagt, du hättest das Träumedeuten gelernt" . . .

„Ich?"

„Natürlich; denn die Nonna am Berge war deine Großmutter.“

„Ihr seid allesamt Narren!“

„So hör' zu, und sag' mir, was einer dabei sich denken soll.“

„Rede!“

„Es war ganz früh am Tage, da schritt ich zu Berge und das hohe Licht war ein einziger Rosenbusch geworden und blühte; und blühte als wären die zehntausend Blumen eine einzige Rose. Ich stand lange dabei und wunderte mich über die Maßen. Da streckte sich ein Ast aus, der hatte einen sehr scharfen Dorn an seiner Spitze. Und der scharfe Dorn wuchs mir mitten durchs Herz . . . Ist das nicht ein recht wunderlicher Traum?“ fragte Cerulli.

„Kaum wunderlicher als die Gedanken, mit denen du eingeschlafen sein wirst. Bildest du dir wirklich ein, ich ließe mich von dir liebhaben?“

An diesen Traum hat Merceda Finotti ihr Lebtag denken müssen; denn er erfüllte sich fast buchstäblich.

— — — — — — — — — — —

Dann gingen Tage und Wochen.

Es schien, als wären in dieser Zeit die geheimen Gewölbe unter der Schenke von Santa Ferrara

noch sicherer geworden; denn das Herdfeuer verlöschte immer erst lange nach Mitternacht. Und es schien, als wäre Merceda Finottis Wein noch viel besser denn je — auch am Tage war die rußige Küche mit den blanken Kupferpfannen an den Wänden selten eine Stunde lang ohne Gast.

Lora Zara aber wollte bemerkt haben: die von der Grenzwache waren nicht mehr so wachsam wie früher. Seit einiger Zeit sahen sie geflissentlich an den Geheimnissen der Schenke vorbei. Vordem war dies Schmugglernest allstund umspäht gewesen von hellen Zöllneraugen.

Jetzt waren diese Augen noch heller und — sahen doch nichts mehr.

Für Lora Zara aber war es eine Lust zu leben! Sie allein brauchte nicht eifersüchtig zu sein — ihre butterfette Schönheit war ihrer Sache sicher; denn ihre quellfröhliche Beredsamkeit wäre auf Carlo Zara herniedergefahren wie Hochgebirgsgewitter, wenn er hätte sich einfallen lassen, heimliche Gelüste nach der Schenke zu haben! Und weil sie für sich nichts zu fürchten und auf Carlo Zara nicht aufzupassen hatte, so lag ihre Wachsamkeit um so eifriger auf der Lauer vor der Schenkentür — ob die Merceda einen Ehemann in ihre Netze locke; oder einen Zollwächter, dem Ehr' und Ge-

wissen an dem heißen Feuer ihrer Augen verbrannt waren; oder einen jener armen Jungen mit den nußbraunen Schenkeln und Stirnen, die ihr Leben einsetzten gegen die paar roten Palanken, die sie in einer Schmuggelnacht zu gewinnen hatten ... Jawohl, die dicke Lora war auf einmal von einer Wachsamkeit wie nie vorher. Und wenn sie etwas erfahren wollte, so liefen ihre Augen selbst in der Nacht umher wie zwei Lämplein und leuchteten alle Wege und Stege über Santa Ferrara ab — als könnte aus jedem Winkel einer hineinwischen in dies Paradies aller Männersehnsucht. Und sie allein wollte wissen, wenn da etwas sich anspinne und wollte heimlich lachen über die Mutmaßungen der anderen. Oh, wie dumm waren sie doch!

Zwar — auch Lora Zara hatte nie einen von der Grenzwache durch die Tür der Schenke schreiten sehen ... er sei denn im Dienste gewesen und gekommen, das verdächtige Haus zu durchsuchen. Aber selbst in diesem Falle — sagte der kluge Verstand der dicken Lora — hingen die Blicke derer von der Finanz lieber an der Frühlingsblüte Merceda Finottis, als daß sie im Staube der Winkel oder in der Moderluft der Keller umherkrochen.

Oder die Zöllner fanden es für am besten, gar nicht erst hineinzugehen, sie setzten sich auf die Stiege der dicken Lora und tranken den Wein, den ihnen Merceda brachte. Die saß dann drüben auf der hohen Schwelle ihres Hauses und spann.

Einmal kurz nach Mitternacht war's Lora Zara nicht geheuer.

Ein Gewittersturm heulte um die Gipfel, der Regen schlug, und kein Schmuggler irrte durch die Finsternis; da sah Frau Lora von dem Fenster ihrer Kammer aus unter der Schwelle der Schenkentür den Schein späten Feuers hervorrinnen.

Und ihre Neugier jagte die Gevatterin vom Lager, und sie wackelte hinaus in die Nacht —

„Mercedaaa!"

Damit pustete sie sich bis vor die Stiegen der Schenke.

Das kleine Fenster links der Türe war von innen dicht gemacht; an ihm verriet kein Schimmer, daß der Herdbrand noch wach war.

„Mercedaaa!"

Ordentlich zornig schrie die Zara ihren Ruf durch die wilde Nacht.

Da klirrte drinnen der Riegel zurück und die Türe tat eine Spanne weit sich auf —

„Nachbarin, willst du den Berg einstürzen mit deinem Höllenlärm? Was gibt's?"

Lora forderte einen Kräutertee — sie hätte so viel Schmerzen im Magen. Dabei krümmte sie sich katzenjämmerlich und ließ ihre Blicke um die Merceda herum durch den Türspalt kriechen wie Schlangen, die Schenke um ihr Geheimnis zu bestehlen.

In dieser Nacht hatte Lora Zara einen Hut mit der Falkenfeder in der Küche Mercedas gesehen — wie ihn die Bersaglieri tragen. Die Bersaglieri sind die Todfeinde der Schmuggler.

„Mach die Tür dicht, Merceda, wenn deine Schenke so vornehme Gäste hat!" warnte sie hastig und verärgert. Sie hätte gern die geschwätzige Vertraute von der Jungen sein wollen.

Seit jener Nacht spann nicht einmal mehr an der ausgetretenen Stelle der Steinschwelle ein Licht heraus, das vom späten Herdfeuer sich verirrt hatte — wenn die sechzehnjährige Padrona nicht wollte.

Und kein verräterischer Schein spielte unter der Türe des Herzens von Merceda Finotti hinaus... kein verräterischer Glanz durch die Fenster ihrer Augen!

Das peinigte Lora Zara. Und weil sie auf

diesem Wege keinen Schritt vorwärtskam, faßte sie die Sache beim anderen Ende: sie fand sich zu jedem, dem die Merceda Finotti in die Träume seiner Tage und Nächte trat, und sagte zu ihm: „Gevatter, du bist ein Esel."

„Holla, Lora Zara!"

„Gingest du sonst mit den anderen zugleich aus auf den Jungfalken?"

„Was soll das heißen, Lora?"

„Der junge Falke wartet, bis du allein kommst . . ."

„Und dann?"

„Ins Netz fliegen will er dir, du Narr!"

Das war, was Lora Zara in diesen Tagen mit den Männern redete, die ihr ins Garn liefen. Sie kam sich dabei sehr klug vor — eine Wahrnehmung, die die Männer nicht auch an sich machten, waren sie nun jung oder alt. Einige tupften sich mit dem Finger gegen die Stirne, andere sagten: das hätten sie selbst schon gedacht . . . alle aber schieden mit einem Herzen, gerüttelt voll von Dankbarkeit, und meinten, nun könne es ihnen nicht fehlen; denn die dicke Lora kannte sich aus in derlei Dingen.

Allgemach gaben es die Klugen auf, Merceda wegen des Verkaufs der Schenke gemeinsam zu

bestürmen. Sie kamen einzeln. Der eine warf sein Geld in die Wagschale; der andere seine Jugend und Stärke; der dritte seinen Haß gegen die Zöllner. Der vierte schoß ihr das Feuer seiner Augen ins Herz. Der fünfte war töricht, redete ihr von Liebe, und ließ sich auslachen. Der sechste dachte, sie ist ein Mädel, warf ihr die Schlinge seiner Arme über und fing sie darin wie ein junges Füllen . . .

Aber Merceda blieb fest und blieb, wo sie war. Basta.

— — — — — — — — — — —

Dann kam eine Zeit, in der war die Schenke stiller als je zuvor: die Schmuggler strichen andere Wege zu Tal. Die waren gefahrvoller und weiter — aber man ging sie . . . als gält's die Festung des Herzens auszuhungern, die dem Sturm eines Heeres widerstand!

Noch blühte das hohe Licht im Giebel der Schenke während der ganzen Nacht. Aber es war, als schlössen die auf den nächtlichen Schleichpfaden die Lider vor dem lockenden Glanz, an dem sie um ihren Verstand, um die Ruhe ihres Herzens, am End' um ihrer Seele Seligkeit kamen.

Lora Zara aber legte sich in dieser Zeit aufs

Warten. Sie gönnte dem hochmütigen Dinge diese Niederlage — ha, wenn so etwas mit Männern spielen wollte!

Merceda verwartete zwar immer noch einen Teil ihrer Nächte, wie sie sich gewöhnt hatte. Aber sie wartete vergebens auf das verabredete Zeichen an der kleinen Hinterpforte, das ihr verriet, ein Pascher forderte Einlaß.

Wußte Lora Zara, woher die Ruhe der Nächte, woher die Eintönigkeit der Tage kam? Warum leuchtete die dicke Nachbarin mit ihren Augen immer so an Merceda herum?

Lora lauerte auf die Stunde, in der sie von ihr gefragt würde ... Aber Merceda fragte nicht. Sie war stolz wie ein Maimorgen über den Bergzinnen. Und ihre heiße, junge Schönheit blühte röter denn je. Denn sorgloser waren ihre Nächte; mit dem verlöschenden Feuer legte sie sich zur Ruhe. Und erst am klingenden Morgen wecke sie der Hahnenruf, dachte die dicke Lora. Es spielte eben kein Lichtschein durch die Ritzen der Läden an der Weinschenke; und kein Lichtschein spielte unter der Türe des Herzens von Merceda Finotti hinaus. Zwar — ihr Lager droben in der Kammer unter dem Dache, zu der die schmale Holztreppe aus der Küche emporführte, suchte sie auch in

dieser Zeit nicht auf. Sie zog den Bettsack, der mit Ziegenhaar gefüllt war, an jedem Abende die knarrende Stiege von droben herab, wie sie sich gewöhnt hatte seit der Krankheit ihrer Mutter, und bettete sich neben die Herdstatt. Halb angekleidet legte sie sich nieder . . . Alles wie einst.

Die Nacht mußte ja kommen, die die Männer von Santa Ferrara überzeugte, daß kein Dach sicherer war als das der Schenke. Und kein Mund verschwiegener als der Merceda Finottis.

Was brauchte die runde Gevatterin von drüben zu wissen, daß die Lippen Mercedas oft in einer Bitterkeit sich schlossen, die dem Hauch ihres Mundes gewehrt hatte, das Licht auszublasen? Als die qualvolle Stille über das Haus fiel, wie die Nacht des Todes über einen Sterbenden — da war das mehr als einmal so gewesen! Aber nun war's vergessen!

Merceda wußte, wie schwer es die Männer ankam, dem Nest am Berge fernzubleiben; alte Gewohnheiten lassen sich nicht abwerfen wie vertragene Kleider. Noch brannten die Feuer in den Augen der Männer. Noch glühte die Flamme der Eifersucht in denen der Mädchen.

Zuerst war's den Frauen gerade zu rechter Zeit gekommen, daß die Schenke von den Schmugglern

gemieden wurde. Aber von stundan ward manche Sehnsucht offenbar, die bis dahin gehütet worden war, und die Mädels, Bräute und Frauen merkten nun erst: da war ja nicht einer, dem die vom Berge das Herz nicht verbrannt hatte!

Und das Lachen der Weiber ward noch bitterer, und ihr Wachen ward noch wachsamer . . . Toll waren sie alle, die den Wein der Merceda getrunken hatten! Und ging das mit rechten Dingen zu?

Wenn Merceda um diese Zeit mit dem Korb am Arme in eines der Dörfer kam, um einzukaufen, da schlug's in alle Hütten. In allen Hütten liefen sie zu den Türen und schauten der vom Berge nach. Und immer schöner, schlanker und stolzer war sie geworden, so oft sie vorüberging.

Zuletzt, da sie von allen sich gemieden sah, begegnete sie ihnen nur noch mit kaum merkbarem Nicken des Kopfes. Ein fröhliches Wort des Grußes warf sie keinem mehr hin.

Und eines Tages ward auch das Gerücht laut: mit rechten Dingen sollte das zugehen? Wie könnt' es? Sie müßte ja schön sein wie die Mutter Gottes! Oder verwahrlost wie eine Teufelin! . . .

Eifersucht ist eine Kreuzspinne. Ein giftiges

Luder. Und wer sich von ihr einspinnen läßt, dem muß der graue Spinnenfadenrock vom Leibe gebrannt werden, damit er ihn wieder los wird.

Merceda hatte nicht erfahren, wer dies Gerücht ihr zurechtgesponnen hatte . . .

Auf einmal — da jagte ihr wildes Feuer eine den Berg empor. Eine kleine braune Fuchtel, an der nichts blühte als ihr Haß. Sie war ganz verwaist, hatte ein Haus im Dorf, aber trotz des eigenen Herdes fand sich keiner, der sie liebhaben mochte.

Sie hatte eine glühende Kohle in der Brust, und in ihren Haaren hing blauschwarze Mitternacht.

Das war Beatrice Zara, ein Geschwisterkind von Carlo Zara am Berge.

Die hatte die dicke Lora als Beraterin für die Not ihres Herzens sich ausersehen. Und so loderte sie um diese Zeit durch den Schein einer Mondnacht die Schmuggelpfade gegen das hohe Licht empor.

Mit zerwühlten Haaren und betauten Wimpern sank sie unter den schwarzen Holunder an der Rückseite von Lora Zaras Haus. An den Stämmen des Busches lehnte allerlei Wirtschaftsgeräte . . . Auch eine Heugabel mit blitzenden Zinken war dabei.

Verflucht — dies kalte blanke Eisen — das müßte zischen, wenn sie es der Merceda Finotti ins Herz stieße! Drei Brunnen Blut müßten darunter hervorspringen — jetzt, in dieser Nacht!...

Nur der Mond strich hoch und klar durch den Himmel; Beatrice Zara kannte das Zeichen der Schmuggler, vor dem die Hintertür der Schenke zu jeder Stunde der Nacht sich öffnete ... denn Santi Praga, der Pascher, war ihr Schatz. Santi Praga — das ist der, der später zum Mörder ward in seiner lodernden Narrheit.

Drei Brunnen rotes Herzblut! ...

Über diesem wahnsinnigen Gedanken vergaß die maronenbraune Fuchtel mit dem Mitternachtschopfe, daß sie die dicke Lora hatte rufen wollen.

Wenn die unter den Leuten herumredete, wie närrisch verliebt Beatrice in Santi Praga sei! Heilige Mutter Gottes, die Leute würden mit Fingern nach ihr zeigen und hinter ihr dreinlachen! ...

Sie erfaßte den Stiel der blanken Heugabel in der Mitte.

Sie beugte den Oberkörper vor.

Sie schlüpfte aus den klappenden Pantoffeln.

Und wie eine Tigerin, die zum Sprunge sich anschickt, kroch sie über eine der niedern Mauern

aus losen Steinen und schlich vor jene Tür der Schenke, die Lora Zara von ihrem Hause nicht sehen konnte.

Hoch aufgerichtet wollte sie Merceda Finotti ins Auge sehen . . .

„Gib mir Santi Praga wieder, du!" — so wollte sie ihr ins Angesicht schreien.

Und wenn Merceda ihre Lippen hochmütig schürzte, — ah, wie sie diesen stolzen Mund haßte, an dem alle Männerlippen sich zu Tode trinken wollten in wahnwitzigem Glück! — dann würde sie ihr die drei Eisen ins Herz stoßen! . . . Oder in die Augen! . . .

Sie stieg die vier Steinstufen empor.

Und nun klangen ihre Schläge an die Tür . . .

Aber sie klangen matter, als sie gewollt hatte — so matt, daß sie am Ende Merceda Finotti nicht einmal aus dem Schlafe weckten. Sie faßte auch die Gabel nicht zum Stoße. Sie lauschte nicht, ob in der Küche sich's regte. Die steinerne Stiege wankte ihr ja unter den Füßen! . . .

Und als Merceda den eisernen Stangenriegel drinnen zurückstieß, da lehnte Beatrice Zara im Mondlicht am Türstein und stützte sich wie eine Zutodegehetzte auf den Stiel der Gabel.

Sie sah das Erstaunen nicht, das in Mercedas

Augen stand. Erst die Stimme, die verhaßte Stimme, rüttelte sie wach:

„Du, Beatrice Zara? Seit wann streifen die Mädels durch die Nächte . . . Ah . . .“

Dies „Ah“ flog von Mercedas Lippen wie der Schrei einer Felsenkrähe — die Zara lehnte dort und die Qual ihres verstürmten Herzens brach aus ihren Augen. Sie stand dort auf den bloßen Strümpfen, und die Eisen der Gabel blitzten im Lichte der Nacht —

„Ah!“

Der Krähenschrei flog ihr ins Gesicht wie eine harte Hand. Aber Beatrice Zara wollte in dieser Stunde Abrechnung halten —

„Ich will mit dir reden, du!“ keuchte sie über die bleichen Lippen.

„Bist du mondsüchtig und im Schlafe daheim fortgelaufen?“ Das sagte Merceda Finotti so heraus als gäb's keine Königin auf der Welt außer ihr.

„Du hast Gift im Munde, Merceda Finotti!“

Darüber lachte Merceda laut auf: „Wenn du mit mir zu reden hast, so hättest du das am Tage bequemer haben können.“

„Wer sagt dir, daß ich zu dir in anderer Zeit kommen wollte, du?“

„Wenn du auf der Heugabel zu Berge getrabt bist, so hättest du ja durch den Rauchfang in die Küche fahren können!“

Beatrice fühlte den Hohn in diesen Worten — dann zischte sie: „Du bist giftig, wie eine Schlange. Mit dieser Gabel wollt' ich dir — das Herz durchstechen, du Natter!“

Merceda erschrak. Sie ist wahnsinnig geworden, dachte sie und ergriff von ihrem höhern Standort auf der Türschwelle das Ende des Gabelstiels.

Aber Beatrice riß ihr das Holz wieder aus der Hand —

„Her, du Hexe! . . .“ Da sah sie zu Merceda empor und erkannte: die war ohne Furcht.

„Komm herein,“ sagte Merceda; im Ernste des Augenblickes waren ihr Herz und ihre Stimme nun doch angelaufen wie Glocken in der Kälte... „und wenn du nicht anders willst — meinetwegen, so bring' die Gabel mit.“

Da schritt Beatrice die Stufen empor und trat in die Küche. Ein breiter Strom Mondlicht floß hinter ihr drein durch die weitgeöffnete Tür.

Merceda entfachte nun mit dem kleinen Blasebalge das Herdfeuer zu Flammen; die brachen wie kleine rote Teufel aus der Asche und ließen ihr Leuchten tanzen um den Haß der Zara.

Dann nahm sie einen Fiasko Wein vom Brett und goß daraus in ein Glas; das stellte sie vor Beatrice auf den Tisch.

Die hatte währenddem entgeistert auf die Feindin gestarrt; ihre Knie begannen zu wanken; sie war bleich wie der Mondschein. Ihre Nasenflügel wehten, und doch schien alle Spannung aus ihrem Körper gewichen — noch sann ihr Hirn Pläne, noch spiegelten ihre Augen den Haß ihres Herzens . . . aber die Glieder gehorchten nicht mehr.

Da trat Merceda Finotti zu ihr, entwand ihr mit einem Griffe die Heugabel und lehnte sie hinaus in den Winkel neben der Hinterpforte; dann schlug sie den Riegel wieder vor.

„Setz' dich," sagte sie.

Aber Beatrice hörte es nicht —

„Du fürchtest dich ja vor mir, Merceda!" lachte sie bitter.

In ihrer klaren Ruhe blickte Merceda sie an — „Glaubst du wirklich, was du redest? . . . Warum bist du nun eigentlich zu dieser seltsamen Stunde gekommen?" fragte sie fast mitleidig.

Beatrice taumelte bis an den Tisch und stieß so hart dagegen, daß der Wein über den Rand des Glases floß. „Was hast du Santi Praga

angetan?" stieß sie keuchend hervor. Es war, als zerbiß sie jedes ihrer Worte mit den Zähnen.

„Ah!" machte Merceda Finotti, und ihr Antlitz erleuchtete ein Licht von innen . . . Nicht traumwandelnd, nicht wahnsinnig war Beatrice Zara zu Berge geeilt — nein, ihre Eifersucht forderte Rechenschaft von Merceda Finotti! Und: „angetan!" sagte sie. Zauberer tun den Menschen etwas an, oder Occhiaten . . . Was sollte das heißen?

Einen Augenblick schwieg Merceda.

Die letzte Frage war vor ihr stehengeblieben als eine brennende Kerze — „Was hast du Santi Praga getan?"

Diese Kerze schuf nun allmählich Licht, und Merceda begann, sich zurechtzufinden . . . Hatte die Zara nicht zu ihr gesagt „Hexe"?

Der dauerte das Schweigen zu lange, und noch einmal knirschte sie: „Santi Praga! Was hast du ihm angetan? He, warum antwortest du nicht? Und warum schaust du nach der Tür?" Mit einem Sprunge war Beatrice an der Hinterpforte und lehnte sich mit dem Rücken dagegen. Ein Paar Wolfsaugen brannten nun aus der Dunkelheit um die alte Türe, und es war . . . „Fliehen?" keuchte sie — „du entkommst nicht,

sag' ich dir, bis ich alles weiß! Was fällt dir ein, Merceda Finotti? Hast du ihm einen Hexentrunk in den Wein gegossen? Und hast du dir den Trunk auch noch von ihm bezahlen lassen? Pfui, pfui!" und sie spie nach Merceda. „Rede! Und wenn du lügst — ich tu's doch noch!"

Merceda lehnte sich rückwärts gegen die Schmalseite des Tisches, die Beatrice am nächsten war, bog sich ein wenig hintenüber und hatte ihre Hände zu beiden Seiten des Körpers auf den Rand der Tafel gestützt.

„Was willst du denn tun?" fragte sie.

Kein Muskel zuckte an ihrem schlanken Leibe; nicht einmal die Winkel ihres Mundes verrieten eine Erregung.

„Dir die Heugabel in die Augen stoßen!" zischte Beatrice. Das flog ihr über die Lippen wie Wasser über glühendes Eisen.

Mit einem Sprunge war Merceda an ihr. Sie faßte sie mit beiden Händen vor der Brust, daß die Nähte ihres Kleides krachten und zwang sie nieder auf den Schemel. Ihre Linke wühlte sich in die blauschwarze Nacht ihrer Scheitel und drückte ihr den Kopf — das Gesicht nach oben — gegen den Tisch.

In knirschender Qual wand sich Beatrice unter

Mercedas Händen. Aber die größere Kraft nagelte sie an das Holz des Tisches.

„Töte mich!" stöhnte die Zara, „töte mich! Schleppe mich in der Nacht zu Berge und stürze mich über die Felsen hinunter, du — du Hexe."

Dann stieß sie einen Schrei aus, der flog Merceda ins Gesicht wie eine Kröte, so daß sie vor ihm zurückwich.

Nun schnellte Beatrice empor. Die Knöpfe ihres Kleides waren vor der Brust aus dem Zeuge gerissen. Das Haar hing ihr gelöst über die Schultern. So stand sie der Feindin gegenüber. Ihre kleine sehnige Gestalt reichte der andern kaum ans Kinn.

„Wenn ich dich vor die Tür geworfen hätte, wie du in meinen Händen warst, so wäre dir recht geschehen," sagte Merceda. „Jetzt, da ich weiß, daß du nicht wahnwitzig bist, reut es mich, daß ich so hart über dich gekommen bin . . . Aber du hast mit mir reden wollen — so rede!"

Das war ein Gebot! Unter ihre Schuhe hatte die nachthaarige Zara die aus dem hohen Lichte treten wollen. Nun aber hatte der Klang ihrer Stimme sich gewandelt — wie einer Glocke, die in den Sturm schreien und ihn schlagen wollte und doch nur in den mächtigen wimmert. Sie

erhob ihre Hände, sie legte die Hände aneinander und ein erlösender Regen von Tränen rann über das Flehen ihrer Worte:

„Du hast Santi Praga verhext! Laß ihn los, Merceda Finotti, der Santi ist mein! . . . drei, drei Jahre ist der Santi mein gewesen — Verrate mir deine Kunst! . . . Oh, Merceda Finotti, was hast du ihm getan?“ . . .

Sie wankte, sie sank auf den Schemel und warf ihre Arme über die Platte des Tisches. Auf das harte Holz preßte sie ihre Stirn und weinte — und weinte. Dann hob sie ihr tränennasses Gesicht und starrte Merceda in die Augen.

„Ich habe doch kaum ein Wort mit Santi Praga geredet!“ sagte die.

„Und doch sieht er an mir vorbei und ruft deinen Namen des Nachts im Traume!“

Merceda zog die Achseln und warf den Mund — „So ist das eine Merkwürdigkeit von deinem Santi, an der ich keine Schuld habe.“

Noch einmal stach die andere der Giftstachel ihres närrischen Hasses. Sie schnellte auf wie eine Geißelschnur —

„Ah, wie fromm du bist, Merceda Finotti! Denkst du, wir haben keine Augen, zu sehen? Und keinen Verstand, zu erkennen? Ah, die

Nonna . . . in der Kapanne des Roßhirten hat sie gehaust, bis ihr der Teufel das Gesicht auf den Rücken gedreht hat . . . die Nonna hat wahrsagen können, und Hexendämpfe sind um ihren Herd geflogen wie die Nebel um den Berg, wenn's wittert! Meinst du, wir sollten glauben, du trügest den Namen deiner Großmutter umsonst? Oder — was wär' an dir, das alle Männer närrisch macht? . . . Eines Tages — eines Tages werden die jungen Weiber dir ins Haus fallen... denn die Männer hast du uns genommen, und wir werden rechnen mit dir! Wehe, wehe dir!"

So lebte die Nonna Finotti immer noch — ein Jahr nachher und trieb sich um in den Herzen der Leute als das Gespenst des Berges.

Merceda hatte während der Rede Beatrices gegen den kleinen wurmstichigen Schrank gelehnt. Darin waren die Teller nebeneinander aufgestellt. An dem Klirren des Geschirrs merkte sie, wie sie zitterte. Einen Augenblick hatte sie Mühe, ihre Fassung zu bewahren; dann kam wieder die klare Ruhe in ihre Augen; sie strich sich einen Strähn des dunkeln Haares aus der Stirn. Beatrice verwandte keinen Blick von ihrem Gesicht.

„Etwas Dümmeres konnten die Leute vom Berge sich nicht ausdenken," begann Merceda.

„Und um dich und sie vor mir so lächerlich zu machen, hast du den Schlaf einer ganzen Nacht darangewagt — einer ganzen Nacht?“

„Hm,“ sagte Beatrice, „was ficht das dich an? Ich habe Nesseln im Bett, seit Santi Praga von dir träumt! Und die Einsamkeit meiner Kammer ist qualvoller als diese Stunde mit dir . . . Aber du hast mir noch nicht geantwortet — was hast du Santi Praga angetan?“

Merceda zog die Achseln: „Beatrice, ich hab' in dieser Zeit anderes zu denken gehabt, als einem Mädel den Liebsten abspenstig zu machen — im Angesichte der Madonna gelobe ich dir das.“ Und sie deutete auf das Bild der Muttergottes, das schaute aus künstlichen verblichenen Blumen von dem Eckbrett hernieder und ward ganz vom roten Lichte des Herdfeuers übergossen.

Da trat Beatrice Zara ihr ganz nahe und ihr heißer Odem lief der Feindin über das Gesicht:

„Du hast jetzt einen Schwur getan, Merceda Finotti!“ sagte sie. „So schwöre mir auch, daß du Santi Praga gehen heißen willst, wenn sein wahnwitziges Herz ihn eines Tages zu dir drängt!“

Einen Augenblick dachte Merceda über diese Worte nach —

„Nein," sagte sie dann, „wegweisen . . . wegweisen, weil er dich nicht mehr mag?"

„Ah!" Beatrice sprang empor, als hätte sie eine Schlange unter ihren Füßen.

Da sagte Merceda: „Aber ich schwöre dir, ich habe bis zu dieser Stunde nicht gewußt, daß er mich lieb hat. Und unter allen, an die ihr denkt, ist keiner, den ich zum Manne haben möchte."

„Das schwörst du?"

„Ich schwör's!"

Beatrice lauschte atemlos auf diese Worte —

„Warum nennst du mir den Namen des Mannes nicht, den du lieb hast?" fragte sie dann.

„Hm . . . vielleicht hätt' ich dir's gesagt. Aber — eure Köpfe sind so verwirrt, und eure Zungen sind so giftig . . . warum soll ich einer von euch mein Herz verraten? Und warum soll ich meine Freude in euern Schmutz werfen, daß ihr sie mit Füßen tretet?"

Beatrice rannte mit ihrer Qual durch die Küche.

Am Rande des Herdes sank sie hin und barg ihr Gesicht in die Hände. Ihre Tränen rannen wieder zwischen ihren braunen Fingern hindurch. Aber von neuem versiegte der Quell, und sie kniete dort wie eine, die betet, und mit weitoffenen

Augen, den Blick emporgerichtet zu dem Muttergottesbilde.

Es war als hätten die Worte Mercedas einen weiten Weg gehabt oder als hätten sie lange warten müssen vor verschlossenen Türen. Nun aber ging ihr Sinn der auf, der sie galten, und sie sagte, halb aus einem Wunder, halb aus flackergelbem Hasse heraus:

„Es ist einer, den du lieb hast, Merceda — und ... du willst den andern dennoch nicht abweisen? ... Pfui, du —“

„Schweig,“ schrie Merceda sie an. „Höher als der Schwung der Berge liegt's zwischen mir und dem, an den ich denke! Er wird niemals mein Mann werden — nie — nie! ... Und darum werde ich einen wählen, der mich lieb hat. Daß ich ihn aber liebe wie jenen andern — es ist nicht zu denken! Es wird einer kommen, ein Hirt und Schmuggler, einer von euch, Beatrice Zara, der wird mich nehmen, meine Arbeit mit mir zu teilen, mein Haus und mein Bett. Er wird —“ und sie lachte bitter auf — „jawohl, Beatrice Zara, er wird die Weinschenke heiraten, und ich werde versuchen, mich zu ihm zu finden.“

„Ah,“ staunte Beatrice. „So ist das! Und wenn ich das unter den Leuten herumrede, wie

es um dein Herz steht, und wieviel Freude dein Mann an dir erleben wird?“ Sie richtete sich ein wenig auf aus ihrer Qual.

„Wenn ich das verhüten wollte, hätt' ich ja stumm sein können wie ein Grab! So sag's ihnen doch! Pah, ich habe keinen Teil an all' diesen Männern, von denen du meinst, daß mir an ihrer Liebe läge ... Du hast mir heute viel zu denken gegeben. Laß mich allein. Es ist zwei Uhr vorbei, und in einer Stunde graut der Tag ... Bist du ohne Pantoffeln die Steige emporgeklettert?“

Beatrice sah nach ihren Füßen und strich mit den Händen langsam über ihre Augen —

„Die Pantoffeln werden draußen vor der Schwelle stehen ... oder an der Mauer — ich weiß nicht, wo ich sie gelassen habe, doch ich werde sie finden.“

Sie erhob sich und schritt neben Merceda zur Pforte nach dem Hofe ...

„Mir ist, als wären wir noch nicht fertig miteinander, wir zwei!“ sagte sie im Hinausgehen. Das Mondlicht umfloß sie wie ein Totenlinnen.

Merceda stieg nicht mit ihr über die Schwelle. Sie hatte die Türe nur halb geöffnet und hielt den Riegel in der linken Hand. Und dies sollte ihr letztes Wort sein —

„Du," sagte sie, „warum trägst du mit mir aus, was Santi Pragas Sache ist? Wenn er dich nicht hören will, was geht's mich an?"

Diese Frage hakte sich ein und Beatrice wollte mit einem Sprunge zurück in die Küche — ihre kleine geschmeidige Gestalt krümmte sich, und ihre Zähne klirrten aneinander wie Ketten von Silber.

Aber Merceda schlug Tür und Riegel zwischen sich und sie.

Dann ließ sie den rußigen Kessel, der durch ein eingehängtes Kettenglied seitlich des Feuers gehalten wurde, über die Flammen gleiten, füllte ihn alter Gewohnheit nach bis obenhin mit Wasser und warf sich angekleidet aufs Lager.

Jede Minute der letzten zwei Stunden ging wieder hell in ihr an, wie die Sterne tropfen auf den Sammet des dunkelblauen Nachthimmels, jedes Wort klang in ihr wieder, das die Eifersucht aus dem gequälten Mädchen herausgeschlagen hatte.

Oh, über dies närrische dumme Bergvolk! Eine Hexe wurde sie von den Leuten genannt! Eine, die den gedörrten bangen Frauenherzen die Männer stahl! Wer würde nun der sein, der ihr sagte: „Du verrätst dein eigen Nest an die Häscher?"

Auf diesen Gedanken fielen Tränen.

Währenddem schritt Beatrice hinab zu dem Dorf auf halber Höhe des Berges. Schmerz und Reue leiteten sie heim — und doch war ihr, als hätte sie Lasten auf dem Berge gelassen, wie sie in der dunkeln Kammer auf ihr Bett sich warf.

So war sie wenigstens noch vor Tau und Tag heimgekommen; kein Mensch hatte sie gesehen und sie um ihr törichtes Beginnen fragen können.

Und in der barmherzigen tiefen Finsternis, die um sie lag, versickerte das letzte grelle Leuchten ihrer Qual.

— — — — — — — — — — —

Eine Woche war seitdem vergangen.

Merceda war in dieser Woche kaum drei Leuten begegnet.

Daß ihr die Frauen und Mädchen aus dem Wege gingen, wunderte sie nach jener Nacht mit Beatrice nicht mehr. Die Männer aber mußten untereinander ein Gelöbnis abgelegt haben, die Bergschenke zu meiden, ein Gelöbnis, dessen Bruch sie das Leben kostete — wie hätten sie anders an den wundersamen Stimmen vorbeihören können, über denen sonst ihre Hoffnung in helle Maienranken geschossen war?

Daran dachte Merceda Finotti in dieser stillsten Woche ihres Lebens — selbst die dicke Lora tat, als fiele der eine Krone aus den unordentlichen Haaren, die um diese Zeit im hohen Lichte nachbarlichen Verkehr pflog.

Was Wunder, wenn das Gift auch in der Seele Mercedas zu blühen anfing? Sollten sie am Berg über die Närrin lachen, deren Lampe aus dem Giebel ihnen ein Wegzeichen war, und die sie dafür verachteten?

Gallebitter flog's ihr ins Herz bei diesem Gedanken, und blutrote Scham kroch ihr am Hals empor —

Wie das kam, hatte sie schon die Hand ausgestreckt, das Licht von seinem Platze fortzunehmen . . . in der Nacht, in der Merceda geboren wurde, hatt' es schon dort gestanden . . .

Aber — „Brutta bestia!“ knirschte sie zwischen den Lippen hervor; die blühten in dieser Nacht wie die Bergnelken, und dies Brutta bestia galt ihr selbst. So hastig und so voller Verachtung wandte sie sich ab, daß die Pantoffel klackten als zerbräch einer einen Ast über dem Knie. Oder als zerbräch' ein harter Anschlag.

Wieder einmal hatte Merceda die Asche über das Herdfeuer gezogen, und von der Luke im

Giebel schien das hohe Licht in die Sommernacht, die lautlos um den Berg flog. Die Standuhr in der Schenke hatte mit ihrem schnurrenden Mitternachtsschlage die Stunde gerufen, und halb wach zählte Merceda die Rufe der Glocke.

Doch kaum hatten ihre Lider wieder sich geschlossen, da dröhnte die Pforte nach dem Hofe von ungestümen Schlägen — der Tod, den das Feuerrohr der Zöllner speit, war hinter dem drein, der dort Einlaß heischte!

Mit einem Sprunge flog Merceda vom Lager neben der Herdstatt empor — ihr war: das Glück stände draußen und riefe nach ihr, nicht die Furcht eines Verfolgten!

So — genau so hatte sie sich gedacht, daß es einst kommen müßte.

Und so — genau so erfüllte sich's nun.

Sie war nicht einmal erstaunt, Santi Praga draußen zu finden. Denn der war's, der hereinsprang, als sie den Riegel zurückgestoßen hatte. Der Mondschein verriet's ihr.

Die Not einer stundenlangen Flucht vor dem Tode stand in seinen Augen. Er hatte nichts an als die lederne Kniehose und das Hemd. Nicht einmal die Nagelschuhe.

Und die Not einer Flucht, dahin am Tod in

den Felsen, am Tod vor den Feuerrohren der Häscher, rauchte ihm aus allen Poren.

Und ein Sturm raste durch seine Sinne. Die waren nicht imstande, die drängenden Bilder des Augenblicks zu erfassen: die Rettung hinter die Pforte, vor der selbst der Tod stillstand, wenn er mit auf Grenzwacht gewesen war; die Verfolger, deren Ruf und Nagelschuh näherklangen; Merceda Finotti, die um ihn war in seinen Einsamkeiten . . .

Nun sah er sie kaum; nun stieß er sie zur Seite und schlug die Eisenstange selbst vor die Pforte. Als traute er ihr nicht.

Dann stürzte Merceda zur vordern Tür der Schenke — auch die war verschlossen. Santi ihr nach. Sie wußten nicht, wie lange das alles dauerte — so schnell geschah's, daß ein Herz nicht Zeit hatte, sieben Schläge zu schlagen. Und doch entschieden sich in dieser kleinsten Spanne drei Menschenschicksale . . .

Santi Praga lehnte noch mit der Stirn an der Tür, hörte sein Blut gegen das Holz hämmern und hatte die Eisenstange des Riegels in der Hand. Währenddem blies Merceda die Herdflamme aus der Asche; dann wandte sie ihm ihr Gesicht zu, und ihre Augen brannten ihm ins Herz.

„Gib mir deines Vaters Schuhe und einen Rock, und schenk Wein ein!“

Anschreien hatte er sie wollen ... aber nun, da er in ihre Augen sah, verlor seine Stimme fast den Klang, und er vergaß zu atmen. Um seine Betretenheit zu verbergen, lauschte er in die Nacht — es war draußen ganz stille geworden.

Merceda brachte ihm, was er begehrte; dann sah sie ihn wieder schweigend an und fragte: „Was dachtest du, Santi Praga, als du vorhin mit mir zu den Türen gingst und die Riegel prüftest?“

„Ich — ich dachte ...“

Er senkte die Lider, und seine Blicke suchten am Boden.

Aber sie trat dicht zu ihm heran — beide hatten vergessen, daß die Zöllner dem Hause sicherlich schon ganz nahe waren. Oder war es Merceda Finottis unerklärliche Ruhe, die nun auch den überkam, der unter ihrem Dache Schutz suchte?

Und wie sie einander so nahe standen, daß der Hauch von ihren Lippen sich traf, sprach Merceda: „Ich will es dir sagen, Santi Praga — du dachtest, ich sähe, ob die vordere Tür deinen Verfolgern offen stünde ... Deshalb veracht' ich dich, Santi Praga!“

Santi fand kein Wort der Entgegnung — er kam sich vor wie ein Knecht, der von seiner Herrin auf einer Falschheit ertappt worden ist, und Schamröte flog ihm auf die Stirn. Er wollte ihren harten Blicken standhalten, und er wich dennoch zurück.

Aber Merceda folgte ihm —

„Warum kommst du denn in die Schenke, wenn du glaubst, ich verrate dich?“ fragte sie.

Bei dieser Frage zuckte er zusammen und er erfaßte ihr Handgelenk: „Eh,“ knirschte er, „Merceda Finotti, woher weißt du, was vor einer Viertelstunde geschehen ist? Hast du den Wächtern die Wege gewiesen, daß sie mich fangen sollen in dieser Nacht?“

Sie löste die Fessel seiner Hand . . .

„Faß mich nicht wieder an, Santi Praga!“ stieß sie halblaut und heiß hervor. „Tritt dorthin, wenn ich mit dir reden soll!“

Gebieterisch hob sie ihre Hand und wies ihn an die andere Seite des Tisches. Sie war schon wieder so hoch über ihn hinausgewachsen!

„Die Männer gehorchen ihr wie die Hunde,“ hatten die Frauen in den Bergdörfern erzählt.

Daran dachte Santi Praga jetzt, und dennoch trat er hinter den Schenktisch.

Sie aber, an der andern Seite, stützte ihre Hände auf den Rand der Tafel und beugte sich ein wenig zu ihm hinüber. Er sah die blanken Reihen ihrer Zähne, auf denen die zuckenden Lichter des Herdbrandes spielten.

„Santi," sagte sie, und ihre Stimme hatte einen noch volleren Klang als sonst, — „jawohl, ich hätte dich warnen können vor heute; denn ich weiß die Wege genau, die die Grenzwächter ziehen — ich weiß sie in jeder Nacht!"

„Ah!" rief er, — das war wie wenn der Bergfalk auf Beute sich stürzt — „ah, warum hast du's nicht getan?"

„Weil du mir von deinem Gange nichts gesagt hast. Ich frage keinen, weder jene, noch euch," sagte sie stolz.

„Willst du uns von nun an die Pfade der Wächter verraten?"

Da warf sie den Kopf und blitzte ihn aus ihren Augen an: „Ich verrate keinen — weder jene, noch euch!"

Nur das Knistern der Reiser in den Flammen war nach diesen Worten vernehmbar.

Es war Santi, als müßte er zu ihr hingehen und ihre Knie umfassen.

Und dann wieder — — war's nicht Feindschaft,

die aus der Klarheit ihrer Augen ihn ansah? Nicht einmal einen Hehl machte Merceda einem Schmuggler gegenüber daraus, daß die Zöllner in ihrer Schenke verkehrten, die zu jeder Zeit bereit waren, den Paschern den glühenden Stahl aus ihren Eisenrohren in die Herzen zu speien?

Das Mädchen wartete auf eine Antwort. Aber Santi Praga fand sie nicht.

Nach einer Weile, in der sie nur ihre zitternden Atemzüge vernommen hatten, begann Merceda von neuem: „Santi, meintest du wirklich, ich verriete meine Freunde?“

„Welche nennst du deine Freunde?“

„Die mir vertrauen!“ sagte Merceda ohne Besinnen.

„Einst vertrauten wir dir — dir — oder — deiner Mutter,“ setzte der Schmuggler zögernd hinzu.

„Ihr oder mir — es ist das gleiche. Warum jetzt nicht mehr? Was hab' ich getan, Santi Praga, daß die Männer vom Berge das hohe Licht meiden?“ . . . Nun zitterte ihr ruhevolles Herz doch hinein in ihre Rede.

Santi Praga vernahm das, und er sah auch, daß ihre Augen glänzender waren als sonst — voll von dem feuchten Glanze, der jede Sekunde

überrinnen konnte. Die Häscher, die draußen hinter ihm her gewesen waren, hatte er vergessen — das Haus mochten sie umlauern wie die Spürhunde. Und Santi Praga wollte diese Minuten sich nicht aus der Hand gleiten lassen:

„Warum wir das hohe Licht meiden? Weil du die Zöllner heimlich unter deinem Dache bewirtest!"

„Ah, heimlich!" Und Merceda richtete sich noch stolzer empor. „Wer sagt das?"

Santi hob die Achseln — „Wir wissen es! Schmuggler haben wache Augen. Man will sogar Offiziere der Grenzwache am Herdfeuer deiner Schenke gesehen haben."

„Auch Offiziere! ... Seit langem aber nur einen ..." antwortete sie ohne Scheu, „und doch steht Merceda Finottis Weinschenke allen offen."

„Und Merceda Finottis Schönheit ist für alle!" knirschte er, und seine Stirn ward finster.

„Meintest du das schlecht — ich spiee dir dafür ins Gesicht, Santi Praga! Bei der Heiligkeit der Madonna, ich spiee dir in die Augen! Und ich wünschte, es könnte Gift sein, damit du das Sehen verlerntest!"

Ihm war, als müßte er seine Arme ausbreiten

und das hochgewachsene herrliche Mädchen an seine Brust ziehen. Aber ... wie sie vorhin gesagt hatte: „Rühr' mich nicht an," — das hatte der Haß über ihre Lippen gesprengt! Und das hatte weher getan, als der Wunsch, ihm Gift in sein Sehen zu speien.

Auf einmal, wie sie noch stier in stier die Augen ineinanderbohrten, senkte sich ganz langsam eine schwarze Gaze ihm vors Gesicht: Santi Praga begann zu wanken und griff nach der Lehne eines Stuhles. Ein Bächlein Blut rann ihm vom Arme nieder auf den Rücken der Hand.

„Du blutest ja," sagte Merceda und lief nach einem Stück Leinen. Sie riß einen Fetzen ab, schob dem Schmuggler den Ärmel des Hemdes bis über den Ellbogen empor und schlang das Linnen fest um die Wunde.

Und Santi sagte: „Sie haben hinter mir dreingeschossen, weil ich nicht stand, als sie mich anriefen. Dann bin ich über die Steinklötze geflohen — ich weiß nicht, hat mich eine Kugel gestreift, oder hat mich eine Felskante blutig geschlagen."

„Was hast du gepascht in dieser Nacht?" fragte Merceda laut. Erschrocken wandte Santi Praga das Gesicht nach der Tür, als läge dort ein Ohr

an der Spalte und Merceda habe diese Frage nur gestellt, damit er selbst dem lauernden Zöllner ins Ohr sage, daß er schuldig sei . . .

„Du bist ein Narr, Santi Praga!“ lachte sie, als sie sein Mißtrauen erkannte, und drückte ihn sanft nieder in den Stuhl mit der Lehne und den Armrasten, auf dem Alberta Finotti ihre letzten Tage verdämmert hatte. „Was hast du getragen in dieser Nacht?“ fragte sie leiser.

„Tabak.“

„Und wo ist er geblieben?“

„In die Schroffen hab' ich ihn geworfen auf der Flucht! Aber die Zacken sind nicht hoch an jener Stelle — wenn die Luft wieder rein ist, will ich ein Seil anschlingen und mich hinablassen . . . morgen!“

Santi Praga war mit seinem Bericht noch nicht zu Ende, als vor der Hinterpforte harte Schritte vernehmbar wurden. Auch die Stiege vor dem Hause erklang von nägelbeschlagenen Sohlen. Der Schmuggler erbleichte. Beide Zugänge zur Schenke besetzt! An eine Flucht war nicht zu denken.

„Hast du mich doch verraten?“ knirschte Santi Praga und sprang empor.

„Still!“ gebot das Mädchen. „In dieser Nacht

sollst du erkennen, wie töricht eure Gedanken sind. Setz' dich dorthin an den Herd und vertrau auf mich! Du bist furchtsam wie ein Junge, der beim Feigenstehlen ertappt worden ist!" sagte sie verächtlich.

Da war wieder diese Ruhe in Merceda Finotti, die auf ihrem Antlitze sich sammelte — je mehr sie den anderen verloren ging. Eine graue Ruhe, die auf ihrer Stirn und ihrem Mund in Stein sich zu verwandeln schien.

Santi Praga sank mit mühsam erzwungenem Gleichmut auf den Herdrand, erfaßte die Feuerzange und begann in der glühenden Asche zu rühren. Der rote Schein der Glut legte sich über sein bleiches Gesicht, aber er verbarg die Furcht und die Wut schlecht, die in den jungen Zügen zuckten.

Merceda ging indes zu der Hinterpforte —

„Wer ist draußen?" rief sie.

„Die Zollwache!" klang es zurück. „Öffne!"

„Bleib ruhig, Santi Praga! Ich beschwöre dich, bleib ruhig!" flüsterte sie. Dann stieß sie den Riegel von der Türe und öffnete.

Draußen lag der blaue Mondschein der Sommermitternacht über den Berggipfeln, die aus Silber geschlagen gegen den flimmernden

Himmel standen; und die Stufen zur Schenkentür empor schritt ein hoher Mann in der Tracht der Grenzwächter. Ihm folgten drei andere, deren Führer er war. Jeder der Männer hielt sein Gewehr im Arm.

Der Führer wies den Soldaten ihren Standort an der Tür, drückte den Hut fester in die Stirn und schritt bis in die Mitte der Küche. Er schaute Santi Praga ins Gesicht.

Dann wandte er sich den Soldaten zu: „Was hab' ich euch gesagt," fragte er sie, „als uns vor einer Stunde der Pascher entwischte?"

„Daß es kein anderer wäre als Santi Praga, den unsere Kugeln in dieser Nacht gefehlt haben."

„Du bist gefangen, Santi Praga!" rief der Führer.

Aber Merceda trat ihm entgegen. Eine sieghafte Freude war über ihr Gesicht geflogen . . . Dann sprang sie nach der Türe, warf sie ins Schloß, stieß den Riegel vor, und sogleich stand sie wieder zwischen Santi Praga und dem Patrouillenführer —

„Carlo Paoli," schrie sie ihn an, „in Merceda Finottis Schenke ist noch keiner gefangen worden! Auch heute wird dies nicht geschehen . . . oder — du tötest mich, Carlo Paoli!"

Ehe Merceda die letzten Worte sprach, faßte sie sich mit der Hand nach der Kehle und riß den Bund ihrer roten Jacke auf. So hatten diese Worte sie gewürgt; denn sie waren Verrat . . .

Das vertrauliche „du“ jedoch, mit dem sie den Führer anredete, fuhr zwischen die Männer wie ein fallender Stern.

Santi Praga stand nun dem Grenzwächter gegenüber. Aber die Männer schauten einander längst nicht mehr an — aller Augen waren auf Merceda Finotti gerichtet. Und eine Zeitlang war nur das Schlagen des Pendels im Uhrkasten vernehmbar und das Knistern der Glut auf dem Herde.

Endlich brach Merceda das Schweigen —

„Im Scheine des hohen Lichts soll Friede sein zwischen euch!“ sagte sie, und es war, als ginge dies Licht von ihr aus, so stand sie zwischen den Feinden. „Carlo Paoli, so lange das hohe Licht in der Nacht steht zwischen den Gipfeln des Berges, ist es nie geschehen, daß Männer von euch die Männer der Berge in seinen Schein verfolgten! Und nie ist es geschehen, daß der Friede dieses Hauses gebrochen worden wäre, wie du ihn in dieser Stunde brechen willst! Ob Santi Praga schuldig ist oder nicht — was geht's mich

an? Nimm ihn gefangen, Carlo Paoli, und du tötest mich! Denn ich würde fortan als Verräterin vor den Leuten stehen, und keinen könnt' ich davon überzeugen, daß ich frei bin von Schuld. Ich hab' euch die Türe aufgetan zu meinem Hause, weil ich wußte, du führst in dieser Nacht die Patrouille — du! Willst du Santi Praga fangen, so geht hinaus. Laßt mich die Pforte schließen ... und dann schlagt sie ein! Schießt eure Kugeln durch die Fenster, wenn wir euch nicht gutwillig öffnen — und wir öffnen nicht! — und tötet mich und ihn ... Willst du das tun, Carlo Paoli, so habe ich nichts mehr zu sagen."

Damit schritt sie zur Pforte und tat sie angelweit auf.

Der Patrouillenführer stand betroffen und schwieg.

Santi Pragas Augen aber liefen Merceda nach und forschten staunend nach einer Erklärung für den Mut dieses Mädchens.

Doch — es war nicht die Zeit, einen klaren Gedanken zu fassen — für keinen.

Dann legte Carlo Paoli seinen Hut mit der hohen Falkenfeder auf den Tisch und legte sein Gewehr daneben. Er stieß mit dem Fuß einen Schemel unter der Tafel hervor und setzte sich

schwer. Den Kopf auf den Arm gestützt, blieb er eine Weile in finsterm Sinnen. Wieder war nur der Pendelschlag hörbar. Und Merceda Finotti regte sich nicht an der weit offenen Pforte.

Da hob Carlo Paoli seine Stirn und sah die Soldaten an —

„Geht," sagte er und winkte ihnen, „geht!"

Aber die Soldaten rührten sich nicht von der Stelle.

Merceda schloß die Türe, trat an den Tisch, Paoli gegenüber und sah ihn an.

Und alle erkannten: diese vier Augen, die nun ineinander ruhten, verstanden sich auch ohne ein Wort — weil sie sich längst schon verstanden hatten.

Mit einem Male sprang der Patrouillenführer empor, lief zu Merceda hinüber und schloß sie in seine Arme . . .

„Bring Wein," rief er, „Wein für mich und für dich, für uns alle! Komm, Santi Praga! Kommt heran zu mir, ihr! Hängt die Gewehre an den Nagel! Trinkt, trinkt!"

In seinen Worten war ein klingendes Jauchzen — wo Sieg ist, ist auch Siegesgesang.

Aber Merceda machte sich sanft von ihm los und sagte: „Noch ein Wort, Carlo Paoli, ich hab

es mir gelobt — das wollt' ich nicht vergessen dir zu sagen, wenn diese Stunde doch einmal käme, die nun da ist . . . Du sagtest mir einst: wenn sie käme — das wäre das Ende . . ."

Carlo Paoli ließ sie nicht weiterreden —

„Es ist das Ende, Kind!" jubelte er und umschlang sie mit seinen Armen — so umschlingt der erste Mai die bräutliche Erde . . . „Aber ich suchte dies Ende noch weit, und daß diese Nacht es brächte, das ahnt' ich nicht!"

Und wieder zog er Merceda an sich und küßte sie. Und sie ließ es geschehen, und die Glückseligkeit ihrer Augen umschien den stolzen Führer der Feinde des Bergvolks.

Dann nahm sie fünf Gläser von dem Wandbrett und stellte sie auf den Tisch —

„Santi Praga," sagte sie, und die rote Glocke ihres Mundes läutete dazu die Freude ihres Herzens, „Santi Praga, wenn du zu Beatrice Zara kommst, so sag' ihr: dies ist der Mann, den ich liebhabe, und von dem ich ihr sagte, daß er nie mein sein könnte! Nie! In dieser Stunde ist er's geworden . . ."

Und doch zitterte ihr das Herz bei diesen Worten; denn ein unverhofftes Glück sieht aus wie ein Wunder, und es ist schwer, daran zu glauben.

Paoli vernahm ihre zitternde Freude — „Hier ist mein Gewehr, hier mein Rock, hier mein Hut,“ sagte er und reichte alles seinen Soldaten . . . „Sie sollen nicht sagen: Carlo Paoli, der Tapferste und Treueste, ist ein Verräter geworden und hat mit einem Schmuggler beim Weine gesessen, den er fangen sollte! Sagt ihnen: Carlo Paoli hat das nicht getan, solange er Zöllner war! Seit dieser Stunde ist er's nicht mehr! Bringt meine Waffen und Abzeichen in die Kaserne und erzählt, was ihr gesehen habt! Carlo Paoli ist in dieser Nacht der Weinwirt vom hohen Lichte geworden. Und wie es von Anfang an gewesen ist, so soll es hinfort bleiben: im Bereiche des Scheins dieses Herdfeuers ist Friede zwischen uns und euch!“

Dann erfaßte er die Hand Mercedas —

„Wie ist dir, du?“ lachte er ihr ins Herz.

„Als ginge heute mein Leben an,“ sagte sie.

Und sie erhoben ihre Gläser und tranken auf dies Leben.

„Hört!“ sagte Carlo Paoli nach einer Weile zu den Soldaten. Er hatte mit Merceda auf dem Herdrande gesessen, ließ ihre Hand los und trat zu den Bersaglieri, „ich hab euch nicht mehr zu befehlen . . . das ist nun vorbei,“ setzte er hinzu,

und seine Stimme hatte einen fremden Klang, „vorbei . . . aber ihr sollt auch nicht sagen dürfen: der Wachtmeister hat uns verführt! Es ist genug, wenn ihr ohne ihn heimkommt. Schenk ein, Merceda, das letzte Glas — dann sollt ihr gehen, hört ihr? Und wie ihr's in Zukunft mit dem hohen Licht halten wollt, das ist eure Sache! Es ist für Schmuggler und Zöllner vortrefflich gewesen, daß unter diesem Dache Friede war . . ."

Die Gläser wurden bis zum Rande voll, und mit dem Trunke hatten die Zöllner keine Eile.

Als aber Lora Zaras Hahn zum ersten Male rief, sprangen sie empor, schüttelten ihrem Führer die Hand, hingen Rock und Waffen sich um, die er bis zur vorigen Stunde getragen hatte und traten hinaus in die Nacht.

Santi Praga blieb noch in der Schenke. Er hatte die Ellbogen auf den Tisch gestützt und hatte mit den Fingern die Haare sich zerwühlt. Er war bleich. Leib und Seele waren ihm zerschlagen von dieser Nacht. Und wirre blutrote Gedanken flackerten in ihm auf, die fragten ihn, was besser wäre: das Herz stückweis aus der Brust gerissen zu kriegen, oder ein Stück glühender Stahl, den das Schießeisen der Grenzsoldaten

hineinspucke? Es war ihm, als hätten ihn all seine Sinne betrogen und als müßte nun die Stunde kommen, die ihm sagte: „es ist ja nicht wahr, du Narr! Merceda Finotti kann noch immer deine Hoffnung sein!“ Er starrte vor sich in den blutroten Wein und hielt das Glas mit den Händen umfaßt.

Santi Praga trank viel in dieser Nacht, aber seine Qual vertrank er nicht. Vor seinen Augen begannen die Dinge langsam zu schwanken — die Lampe am Draht, die Muttergottes im Winkel, der Kessel an der Kette ... Aber seine Ohren wollten sich nicht betäuben lassen. Er saß und wandte dem Glück den Rücken, das die beiden am Herde umarmte. Und doch vernahm er das Flüstern ihrer Lippen; und doch hörte er den Zusammenklang der beiden Herzen, die ineinanderschlugen wie die Bergglocken am ersten Frühlingsmorgen. So saß er lange.

„Du hättest mich heut nacht ins Herz treffen sollen, Carlo Paoli,“ sagte er, „es hätte nicht so weh getan.“

— — — — — — — — — — —

Erst als der Tag um die Schwelle spann, verließ Santi Praga das Schenkhaus. Bleigrau und schwer lag die früheste Dämmerung auf den

Pfaden. Er stapfte hinein und wußte nicht, was er mit sich beginnen sollte.

Nach einer Weile wandte er sich wieder, ging den Weg zurück und forderte von neuem Einlaß. Er hatte den Rock des alten Finotti noch an — und während Merceda den andern herbeitrug, liefen seine Augen als stumme Rätselfragen mit ihr.

Sie aber meinte, es wäre der beste Trost für ihn, wenn sie ihn in dieser Stunde erinnerte an das Haus, zu dem die Türe nun erst recht weit für ihn offenstehen mußte. Darum sagte sie:

„Nun geh zu Beatrice Zara! Und sieh dir an, wie froh sie sein wird, daß alles so gekommen ist."

„Sie ist eifersüchtig auf dich, glaub ich," sagte Santi Praga und lachte bitter. „Alles, was einfältig ist, hat Beatrice Zara! Hahaha!" —

Mit harten Schritten rannte er aus dem Hause und hörte, wie der Riegel von innen vor die Türe geschlagen wurde. Da biß er die Zähne aufeinander, daß sie klangen.

Er stolperte den Pfad dahin wie ein Irrer... Er warf sich ins Gras und wühlte die Erde mit den Händen... Der harte Riegelschlag von vorhin hatte sich zwischen ihn und Merceda Finotti gestellt — Und sollte nun stehenbleiben in Ewigkeit?

Wie er den Hang emporschaute, stand in der vergehenden Nacht das hohe Licht und höhnte ihn.

Eine maßlose Wut überkam ihn — die Flammen, die bis dahin unter der Asche gebrannt hatten, schlugen aus ihm heraus. Und er stand mitten im Feuer ... Der droben, dieser Carlo Paoli — das ewige Leben trank der sich in dieser Stunde von den Lippen der jugendlichen Bergschenkin!

Auf einmal — da klangen Schritte den Bergpfad empor. Es mochte ein Hirt sein, oder einer, der von seinem Mädchen kam.

Und doch — Santi Praga dachte: wer es auch sei, er müsse ihm seine Not ansehen und wissen, was im Scheine des hohen Lichtes in dieser Nacht sich ereignet hatte. Und dann würde sich das herumreden unter den Leuten ... Nun ja, morgen oder übermorgen würden die alles wissen; aber morgen oder übermorgen! Zwischen heut und morgen stand ja die schwarze Mauer einer Nacht! Vielleicht konnt' er sich dahinter verbergen, ohne daß ihn je wieder einer fand. Nur jetzt ... nicht einmal herauslügen konnt' er sich: er wisse von allem nichts, was im hohen Lichte sich zugetragen. Darum — darum — auf allen Vieren kroch er in das Dickicht eines Strauchwerks an

der Steinmauer und ließ den Morgengänger herankommen.

Ganz langsam — ein Schatten im Grau des noch immer träumenden Tages — bewegte der sich den Bergweg entlang. Nicht einmal sein Schritt war gleichmäßig vernehmbar.

Spähend bohrten sich Santi Pragas Blicke in das bleierne Licht.

Endlich erkannte er ihn.

Es war Francesco Cerulli. Der damals den Traum vom Rosenstock gehabt hatte.

Santi Praga und der Hirte Cerulli waren einander mehr Feind als Freund, seit sie auf heimlichem Wege zu Merceda Finotti sich betroffen hatten. Und auf der gleichen Hoffnung. Dort, wo die zahlreichen schmalen Wege unter dem Schenkhaus einen Stern bildeten, waren sie schon aufeinandergetroffen und hatten im Kampf ineinander sich verschlungen. Wie wütende Schlangen hatten sie am Boden sich gewälzt, bis die dicke Lora auf der Stiege zu ihrem Hause darüber aus dem Schlafe erwachte. Geschäftig läutete sie Sturm; und aus dem hohen Lichte drängten die späten Gäste heraus und rissen die wildgewordenen Liebhaber auseinander.

Närrische Gedanken kamen Santi Praga, da

er Cerulli mit seinen verblühenden Träumen so zwischen Tag und Nacht emporpilgern sah. Er dachte an den Hohn, mit dem ihn der Hirt vor den Leuten überschütten würde, wenn es bekannt wurde, daß Merceda Finotti ihn verschmäht hatte. Er wollte sie hassen dafür — und seine Seele schrie nach ihr! Er hätte ihr das Herz ausreißen mögen — und sehnte sich danach, ihr die Hände unter die Füße zu legen, wenn sie den Steinpfad emporzuklettern hatte! Er dachte aber auch: wenn er Cerulli jetzt alles verriete, was er wüßte, so könnten sie miteinander dem nahen Tage ins Gesicht lachen . . .

Wie rollende Steine, die von einer schroffen Wand sich gelöst haben, rannten seine Gedanken durcheinander. Und der dümmste öffnete ihm den Mund . . .

„Francesco,“ sagte er und hing in seiner Torheit wie eine Fliege im Spinnennetz, sträubte sich gegen sie und kam immer tiefer hinein . . . „schlag deine Liebe tot zu Merceda Finotti! . . .“

Damit trat er hinter dem Strauchwerk hervor . . . mit den Armen drängte er das hartnäckige Geäst zur Seite . . .

Cerulli erschrak als er diese Stimme erkannte —

„Hoia!“ rief er, und ein Schauer trat ihn ins Rückgrat . . . „Santi Praga? Hast du im Busche geschlafen? Du siehst mürrischer aus als der Tag!“

„Was geht's dich an? — Schlag deine Hoffnung tot, sag ich“ . . . und hing noch immer mitten in seiner Torheit; der Schmerz krallte sich ihm ins Gehirn und hieß ihn so verrückt daherreden . . .

„Was willst du denn damit sagen, Santi Praga?“ fragte Cerulli und sah ihn an wie einen, der in einer fremden Sprache redet.

Da schlug Santi Praga an seine Brust und tat herausfordernd. Und doch klirrte seine Stimme wie zersprungenes Erz —

„Das Mädel ist mein, Cerulli! Mein, die Merceda Finotti! Verstehst du das?“

Dabei trat er ihm entgegen wie ein Sieger. Und das Licht der ersten Frühe verriet dem andern nicht, daß in seinen Augen Qual war und nicht Freude. Nicht einmal Hohn.

„Merceda Finotti?“ fragte Cerulli, und der Atem rann ihm zitternd vom Munde, „wir haben sie für klüger gehalten.“

Die Flamme der Wut schlug um Santi Praga —

„Wir? Wer ist das?"

„Alle, die heimlich an sie gedacht haben. Ich. Und auch die andern."

„Narr!" knirschte Santi Praga.

Und er dachte: wenn er — wie damals — jetzt an dem Leibe dieses Burschen hängen könnte und all seinen Jammer und Zorn in ihn hineinschlagen — das müßte ihm wohltun! Das müßte ihn freimachen und das Feuer auslöschen, an dem er langsam verbrannte!

Es war eine wilde, eine grausame Lust in ihm, den Hirten zu quälen. „Heran du!" schrie er...

Und dann stürzte wieder der Gedanke auf ihn wie ein niederstoßender Geier: morgen würden alle wissen — nein, noch heute! — was er in diesem Tagesgrauen mit Cerulli geredet und wie er ihn angelogen hatte. Dann würde er erst recht zum Spotte der Männer und Frauen umherlaufen . . .

Er begann wild durcheinander zu reden, höhnte alle, die töricht genug gewesen wären, Merceda sich einzubilden . . . alle hätte er nun genarrt! Und in gleichem Atem widerrief er, was er erzählt hatte.

Da sah ihn der sehnige braune Berghirt an und sagte verächtlich: „Du bist betrunken, Santi Praga. Und du lügst auch."

„Warum lüg' ich?"

„Hm — wenn dich Merceda in dieser Nacht erhört hätte, hättest du dich nicht betrunken!"

Und sie fingen an, sich zu schimpfen wie die Buben und schossen Blitze aus ihren Augen wie Feinde und bewarfen sich mit Hohn.

Die Lust, Santi Praga für jenen Überfall unter dem hohen Licht zu strafen, wuchs in Cerulli immer größer, und wuchs mit der Überzeugung, Praga habe in dieser Nacht im Weine des Guten zu viel getan. Er kannte des Gegners Überlegenheit, und er fürchtete sie. Aber nach durchwachter Nacht, und vom Weine geschwächt, mußte der ihm unterliegen. Die Rechnung stimmte; also sprach er:

„Ich will dir etwas sagen, Santi Praga . . ."

„Rede!"

„Ich bin dir die Prügel schuldig geblieben, die du mir neulich gegeben hast," knirschte er hinter den Reihen seiner gelben Zähne hervor und faßte ihn an der Jacke vor der Brust. „Komm, ich will sie dir heimzahlen!"

Da war's, als erwachte Santi Praga — schon umschlangen seine Arme den Feind — schon rangen sie Wange an Wange und ihre Gelenke krachten — die Nagelschuhe stampften den Bo-

den — Geröll löste sich und rollte den Hang hinab —

Im Kampf erkannte Cerulli, daß ihn Santi Praga über das kahle Kar zerrte, von dem der Steilhang haushoch sich hinabstürzte um zackige Felstrümmer.

„Bist du wahnsinnig geworden?“ knirschte er; und das Herz gefror ihm bei dem Gedanken: Praga wolle ihn über die senkrechte Wand in den Tod stürzen.

Über dem Ringen löste er seine Hand und vergrub sie in der Tasche von Santis Rock ... Ob nicht ein Messer darin wäre ... Er dachte den Gedanken nicht aus; aber soweit fand er sich doch damit: an dem Rande, hinter dem der Tod lauerte, würde er dem Santi Praga die eigene Klinge ins Fleisch bohren, wenn der ausholte zum letzten Stoß ... Nur mit den Beinen suchte er noch sich zu stützen, und er erkannte: die gedrungene Kraft Santi Pragas war ihm auch jetzt über.

Kaum zwei Sprünge weit waren sie noch von dem gefährlichen Sturz ...

Da hatte Cerulli die Klinge von Santis Messer mit den Zähnen geöffnet ...

Da warf er sich auf den Rücken und stieß

nach Santi Praga und stieß ihm den Stahl in den Schenkel. Und Santi Praga riß das Messer heraus und stach es dem andern ins Herz.

Ein wilder Ruf des Schmerzes zerriß die eisgraue Stille des Morgens. Aber er brach nicht aus dem Munde Cerullis — er flog über die bebenden Lippen des Mörders! Das Entsetzen vor sich selber entriß ihm diesen Schrei, als er den Hirten unter seinen Knien sah — tot — tot!

Das Messer brannte ihm in der Hand wie heißes Eisen. Darum schleuderte er es fort ... nur fort in den Abgrund damit! Den harten Aufschlag drunten im Gestein hörte er noch ... Endlich war's still. Vier Minuten waren vergangen, seit er den Francesco Cerulli aus dem Strauch heraus angegriffen hatte. Und jetzt lag der braune Junge im Sand und sein Blut blühte um ihn her wie die Bergnelken ...

Ermordet? Totgeschlagen mit Überlegung? Unsinn!

Aber kaum daß seine Gedanken zwei Schritte klar mit ihm liefen, da stürzten sie wieder durcheinander.

Er taumelte, er rannte vorwärts und sah sich dicht vor dem Hange, der steilrecht hinabfiel. Wie Krallen standen die Felszacken aus dem Gestein,

Krallen, die sich ihm entgegenstreckten. Und die Schleier der lautlosen Dämmerung lagen darüber. Aber als er den Tod in der Tiefe sah, prallte er vor ihm zurück, eilte über die kollernden Steine und eilte im Schutze der Mauern an den Bergweiden entlang.

Manchmal kroch er auf allen Vieren. Manchmal schürfte er mit der heißen Stirn über den morgennassen Grasgrund. Oh, er hätte sich losreißen mögen einen Fetzen der barmherzigen Nacht, der verschwiegenen, um ihn vor seine Augen zu hängen. Ihm war, er könne damit verhüllen, was er getan.

Erst auf der andern Seite des Dorfes betrat er den Weg wieder, der zwischen die Häuser führte.

Nirgend war noch ein Laut des erwachenden Tages; nirgend kräuselte schon ein Herdrauch aus einem Schornstein. Von der Kirche am Hange schlugen die Glocken — es war halb vier Uhr.

Aber die Füße trugen Santi Praga nicht mehr, — er schleppte die Lasten dieser furchtbaren Nacht und brach darüber zusammen.

So lag er im Tau der Viehweide, als die Sonne langsam über den Berg stieg.

Da klang ein Männerschritt von den Häusern herüber.

Santi Praga lag am Wege wie ein Toter. Und nun stand ein Mann vor ihm: Capobianco, der Roßhirt mit dem Wollgrasschopf, der droben in der Kapanne hauste, in der die Nonna Finotti der Zukunft in die Karten geschaut hatte . . .

Capobianco kam nur selten zu den Menschen herab aus seiner hohen einsamen Gipfelstille. Länger denn zwei Jahrzehnte hatte er dort in seiner steinigen Verlassenheit schon gesessen, in einem Neste, das war aus Steinen zusammengetragen und aus Kastanienholz geflochten gewesen. Und erst seit die Sibylle vom Berge die Reise in die Ewigkeit angetreten, hatte er einen wohnlichern Sitz und ein wärmeres Herdfeuer. Nun war er schon an die vierzig Jahr alt, war klein und schwächlich und die rechte Schulter war ein wenig höher; doch nicht so sehr, daß ihn dieser kleine Schönheitsfehler hätte entstellen können. Dazu ein steingraues Gesicht und einen struppigen Schnurrbart. In den stracken verwetterten Haaren und an seinem Rocke trug er fast immer die Spuren seines nächtlichen Heulagers. Seine Arme hingen lang und schlaff an dem kleinen Körper hernieder. Und er hatte spinnenfingrige Hände.

Seit einem Jahre haßte der Roßhirt die einspännige Einsamkeit in den Gipfeln und hatte

gefunden: es wäre Zeit für ihn, ein Weib zu nehmen.

Die kleine heiße Beatrice Zara war das Ziel seiner Wünsche.

Aber das Mädel lachte ihn aus, als er ihr zu verstehen gab, was er mit ihr vorhatte. Bei dem Gedanken, des Pferdehirten Weib zu werden, schauerte es ihr den Rücken hinab, und sie machte aus ihrer Abneigung auch gar kein Hehl. Capobianco war einer, dem man die Wahrheit sagen durfte — diesem Kretin mit seinen Spinnenfingern und den blöden Augen, die ihm im Kopfe standen wie auf Stielen!

„Das ist ja sehr schade, daß du mich nicht leiden magst," hatte Capobianco damals zu ihr gesagt, als er das erstemal auf Brautfahrt vom Berge gekommen war. „Aber du darfst dir nicht etwa einbilden, daß du schön bist! Du siehst im Gesicht aus wie eine reife Marone, und bist in deinem Gemüt stachlicht wie ein Brombeerstrauch. Und wenn du denkst, du bist schlank wie eine Zeder, so ist das auch nicht richtig. Messen wir einmal, du!"

Da lehnten sie sich mit den Rücken gegeneinander — Capobianco wollte das Mädel dabei ein bißchen fühlen, aber sie trippelte immer leise von

ihm fort — so daß er nur von ihren Schultern ein wenig zu merken bekam. Und da stellte sich heraus, daß sie noch eine halbe Fingerbreite kürzer war als er.

Das machte den Roßhirten vergnügt und ließ seine Hoffnung wachsen.

Beatrice Zara dagegen ward kleinlaut; denn sie hatte gedacht, daß sie sich mit dem Kleinen an Länge messen könnte.

Diese Prüfung wurde aber nicht etwa von beiden allein vorgenommen; es war dazu eine ganze Menge Mädchen zusammengelaufen, die ihr Lachen über die beiden warfen wie Kletten und junge Bergblumen.

Dem Hirten gefiel das nicht schlecht. Aber Beatrice Zara ärgerte sich, daß solch einer sich einbildete, sie würde mit ihm Hochzeit halten.

Die anderen jedoch belustigte dieser Gedanke über die Maßen, und ihre Fröhlichkeit wurde zur Ausgelassenheit. Es stand nämlich auf dem Herd im Hause der Zara ein Stuhl mit sehr kurzen Beinen — wie überall in den Häusern am Berg: ein warmer Sitz, wenn die späten Stürme draußen um die Mauern stoben. Auf diesen Stuhl setzten die übermütigen Mädel den Roßhirten, damit sie ihn ordentlich sich ansehen könnten.

Während sie so ihren Spott mit ihm trieben und der Reihe nach mit komischen Gebärden sich ihm anboten — „Capobianco, was meinst du zu mir? Würd' ich nicht eine feine Pförtnerin abgeben am Tore, von dem keine Wiederkehr ist?" Oder: „Ei, guten Tag, Herr Baron von Weißkopf! Möchten Sie nicht mich? Ich bin schwarz wie die Neumondnacht, und sicherlich, wir würden eine Ehe führen wie Tag und Nacht"... Während sie so redeten, ballte Beatrice die Fäuste und lief aus der Küche. Draußen wischte sie sich die nasse Wut aus den Augen.

Capobianco aber hatte seine Lust an dem vergnügten Treiben. Er war froh, daß er einmal Menschen um sich sah, und nun gar diese Jugend! Dabei gestand er, daß es auch eine andere sein könnte als Beatrice Zara ... Doch es erwies sich, daß sie alle schon vergeben waren.

„Das wußt' ich schon," lachte Capobianco. „Es ist auch keine so schön braun und wildgewachsen wie die Zara."

„Aber die Beatrice hat eine glühende Kohle in der Brust!" warnte ihn eine.

„Macht nichts — so werd' ich mich daran wärmen," sagte der Philosoph aus der Kapanne.

„Und sie hat eiserne Nägel an den Fingern!"

scherzte eine andere und sah ihn mit erwartungs-voll verschlagenen Augen an.

„Desto besser!"

„Desto besser?" scholl es aus einem halben Dutzend Mädchenmündern.

„Natürlich! Wenn der Teufel 'mal auf einer Bergfahrt Unterstand droben haben will, so wird sie allein fertig mit ihm," sagte er.

„Und wenn du sie böse machst, Männlein, so hockt sie sich an die Asche wie ein Drach und spuckt Schwefel."

„Ah pah, auf dem Berg pfeift der Sturm, der jagt alles von dannen!" lachte Capobianco und schlug in die Luft . . . Nein, nein, seine Liebe ließ er sich nicht verkümmern!

Wie er endlich von seinem hohen Sitz auf dem Herde herabgestiegen war, kam auch Beatrice Zara wieder herzu. Erst hatte sie Hohn für ihn gehabt, nun war ein ehrliches Mitleid daraus geworden. Aber es war nicht stark genug, ihren Trotz zu besiegen.

— — — — — — — — — — —

Nach diesem Tage war Beatrice Zara lange allein geblieben und trug ein nachdenkliches Wesen zur Schau. Ihr heimlicher Wunsch, Santi Praga zu besitzen, ward über der wahnwitzigen

Werbung des Weißkopfs vom Berge trotziger Wille, und mit der ganzen Zähigkeit ihres Herzens verfolgte sie von Stund an den einen Gedanken: Santi Praga zu bekehren von seiner närrischen Liebe zu Merceda Finotti.

Das Gerücht war aber hartnäckig und wuchs mit jedem Tage: wahrscheinlich würde Santi Praga seiner Ausdauer wegen doch endlich der Weinwirt vom hohen Lichte werden!

Und wie diese Kunde als ganz verbürgt in die Kapanne des Roßhirten sich fand, so hielt es dieser für an der Zeit, auch seinerseits Ernst zu machen mit der Werbung.

Deshalb war er vom Berge gekommen und hatte bis über die Mitternacht hinaus um die erlöschenden Feuer bei Beatrice Zara gesessen. Ganz allein mit ihr. Nach Mitternacht aber hatte sie ihn in den Ziegenstall geschickt und er hatte im Heu geschlafen; und als er im frühen Grau an ihren Laden klopfte, um Abschied zu nehmen, hatte sie ihm von drinnen verschlafen zugerufen . . .

Das alles war für Enrico Capobianco kein Grund, trostlos zu sein.

Nicht eben freudig, nicht eben vergnügt schritt er seiner Hütte entgegen. Just in der gleichen Minute klopfte er der Zara den Morgengruß an

den Laden, in der Santi Praga dem Hirten Cerulli das Herz zerstach.

Die Nebelbänke stiegen und hingen wie weiße Linnen um die Hänge. Er stapfte hindurch.

Auf einmal . . . es lag einer am Wege.

Und Capobianco erkannte ihn —

„Na, Santi Praga, du hast dir da kein weiches Lager zur Nachtruh gewählt.“

Santi Praga starrte ihn an; denn alle Schrecken der Nacht hingen noch über seinen Augen. Das Blut aus der Wunde am Schenkel war nun durch die Hose geronnen, und sein Gesicht war weiß wie die Morgennebel.

„Madonna, was hast du getrieben, Santi Praga?“ sagte der Hirt und deutete entsetzt auf das Bein Santis. Der Weißkopf war der einzige am Berg, dessen Herz aus dem Gleichklange sich schaukelte, wenn das Auge über Menschenblut lief.

„Getrieben?“ fragte Santi Praga.

Es war, als müßte der sich besinnen, woher ihm diese Wunde gekommen war. „Da auch?“ fragte er und wunderte sich über den Flecken an der Hose. Dann richtete er sich empor zum Sitzen und streifte den Rockärmel auf —

„Da,“ sagte er, „das hat mir Merceda Finotti

verbunden; die Zöllner haben mich angeschossen in dieser Nacht."

„Wenn sie dich totgeschossen hätten —" überlegte Capobianco laut.

„Was dann?"

„Na, dann hätt' ich für Beatrice Zara gesorgt."

„Du bist ein Narr."

„Das sagt ihr immer. Manchmal denk ich's selber — bei der Madonna! — Wie weit bist du mit Merceda Finotti, Santi Praga?"

„Aus und vorbei! Sie hat mit Carlo Paoli, dem Zöllner, sich versprochen in dieser Nacht."

„Und du warst dabei?" fragte der Hirt ungläubig. Das Kartenhaus seiner Hoffnung begann zu fallen.

„Natürlich war ich dabei! Erst haben sie mich angeschossen, und dann haben sie mich verbunden."

„Aber das da?" fragte Capobianco und deutete wieder auf das Blut am Schenkel.

„Hm, davon weiß ich gar nichts. Das haben wir nicht gesehen in der Nacht. Wo kommst du her, Capobianco?"

„Von Beatrice Zara — sie ist allein daheim," antwortete das Männlein mit einem fröhlichen und einem traurigen Auge.

Dann redeten sie noch eine Weile, und Capobianco hatte dabei viel zu viel um sein zitterndes Herz zu tun, als daß er die Worte Santi Pragas sorgsam wog.

Es waren mancherlei Ungereimtheiten dabei, die ihn hätten nachdenklich machen müssen. Doch — daß einer der Burschen im Kampfe mit den Grenzwächtern angeschossen wurde, das geschah häufig genug in diesen Sommernächten.

Und was gingen den Weißkopf die Schmerzen seines Rivalen an? Er hatte ein sehr mitleidig Herz; denn er war gewöhnt, auf den Gipfelhöhen Leid und Freud aller Kreatur zu seiner Sache zu machen. Aber in diesem Falle fing er an, in ganz andrer Richtung zu denken — wenn es käme, daß Santi Praga einmal durch die Häscher bergwärts getrieben worden und angeschossen in einem Kar läge — oder wenn an einer hohlen Handvoll Wasser das Leben dieses Santi Praga hinge ... Capobianco meinte: es wär am klügsten, wenn er den Santi verbluten ließe in den Steinen.

Ein paar Worte wechselte er noch mit ihm — ganz anderswo mit seinen Gedanken. Er streckte ihm auch nicht die Hand hin, wie Santi Praga mit einiger Mühe am Wegrande sich aufrichtete. Der wischte sich noch einmal mit der taufeuchten

Hand über die Stirn und ging langsam die Straße nach dem Dorfe.

Capobianco aber verschwand hinter den Mauern der Weiden und schlug den Pfad nach dem hohen Licht ein: die jungen Leute hatten ihn zu oft zu ihrem Narren, deshalb steckte er ihre Rede nicht oft für bare Münze ein; er wollte selber sehen, wie das um Merceda Finotti stand . . . Als die Sonne ganz über den stahlblauem Grate des Berges stand, rüttelte Capobianco an der Schenkentüre.

Merceda Finotti tat ihm auf; da sah er: ihre Lippen blühten an diesem Morgen noch heißer als sonst. Und waren röter als das Blut, das aus Santi Pragas Schenkel tropfte.

„So ist das doch wahr!" sagte der Weißkopf und starrte ihr ins Gesicht.

„Was meinst du?"

„Nun, daß du dem Patrouillenführer nicht nur das Herz, sondern auch den Verstand verrückt hast! . . . Merceda Finotti!" sagte er leise und stellte sich auf die Spitzen seiner Nagelschuhe, damit er ihr Ohr erreichen könne, „Merceda Finotti, du hast dir von Santi Praga losgeholfen — hilf auch der Beatrice Zara los von ihm!"

„Du bist ein Narr, Capobianco!" lachte Mer-

ceda und strich sich über die Lippen — a pah, warum sollte sie nicht blühen lassen, worüber ihr Herz jubelte, daß man's im Himmel hörte?

Ein Lachen, breit und verzweifelt, legte sich in alle Falten des Roßhirtengesichts, o Madonna, tausend Falten! Und das Männlein stapfte an den Schenktisch, bestellte eine Suppe von Maisbrot und gewässerter Eselmilch und schaute in sich hinein.

Merceda zog die Asche von den Kohlen — sie tat an diesem Morgen alles leiser als sonst. Und während sie Capobianco die Brotreste in die Milch brach, pochte Santi Praga ein Stockwerk tiefer am Berge die Beatrice Zara aus dem Schlafe . . . Es war zum ersten Male, daß Santi Praga Einlaß begehrte in ihr Haus . . .

Freue dich, Beatrice Zara — nicht das Herz der Finotti soll leuchtender sein in seinem Glanze!

— — — — — — — — — — —

Auf einmal — als Capobianco noch bei der Morgensuppe saß und sie so bedächtig schlürfend durch das breite rote Tor laufen ließ — auf einmal pustete Lora Zara in die Küche und schrie voll Jammer, Francesco Cerulli, der Hirt, wäre erstochen! Drunten beim roten Kar hätten sie ihn

gefunden! Zur rückwärtigen Türe brach die dicke Lora herein, blies die Neuigkeit in die Welt, und zur vorderen jammerte sie wieder hinaus. Sie hatte Alarm zu blasen im Himmel und auf Erden!

„Mord! Mord!"

Als stürzten die Berge zusammen, liefen die Menschen aus den Häusern und liefen hinab zum roten Kar.

„Mord! Mord!"

Von allen Hängen kamen sie, und wieder einmal bot sich auf den Weiden das Bild rollender Felsblöcke. Aber es waren Menschen, die da herabfuhren wie eine Steinlawine, die Leiche zu sehen.

Droben in der Schenke war Capobianco allein zurückgeblieben.

Er hatte seine Gedanken über diese Geschichte . . . Aber er wußte: solche Gedanken durfte man nicht aussprechen, wenn man nicht so groß und kräftig war, daß die andern vor einem sich fürchteten. Er hatte das schon in seinen jungen Jahren oft erfahren müssen, wiewohl er immer im Recht gewesen war.

Darum war er nun klug geworden und heimlich.

Ein anderer hätte gedacht, wenn er jetzt nicht

mit dabei wäre, wo sie alle waren, könnte ein Verdacht auf ihn fallen. Diese Befürchtung machte dem Männlein vom Berge keinen Kummer.

Eine Weile nachher legte er sein Geld auf den Tisch und stieg empor zu seiner Kapanne; die Leute, die ihm ihre Fohlen und Stuten anvertraut hatten, durften so wie so nicht erfahren, daß er die Herde in dieser Nacht sich selbst überlassen hatte. Zwar: die Tiere standen in der Hürde — aber die Hürde war nur dürftig aus ein paar Stangen zusammengeschlagen . . .

Droben in der stillatmenden Einsamkeit der Gipfel war auch besser über eine Sache nachzudenken.

Und wie er die Fohlen aus der Umzäunung getrieben, setzte er sich in den Schatten des wilden Schneeballs und sann über jedes Wort, das er mit Santi Praga an diesem Morgen geredet hatte, und ließ jede Minute noch einmal an seinem Gedächtnis vorüberlaufen, die vom Morgengrauen bis zu Sonnenaufgang über die Weltenuhr gestrichen war.

— — — — — — — — — — — — —

Eine Woche war vergangen.

Einmal in dieser Zeit war Capobianco aus seiner Kapanne auf der Höhe wieder hinabgekommen

ins Dorf und hatte erfahren: Beatrice Zara hätte die Tage her am Krankenbette Santi Pragas gesessen. Santi hätte das Fieber, und Santi wäre von den Zöllnern angeschossen worden. Wer sollte daran zweifeln? Carlo Paoli vom hohen Licht hatte ja alles genau so berichtet wie Santi Praga auch — nirgend ein Widerspruch.

Es war für den Weißkopf nicht leicht, Beatrice an diesem Tage zu treffen; zu ihr ins Haus zu gehen, war verfehlt; denn es hieß, sie sei natürlich zur Krankenpflege, und es stehe schlecht um Santi Praga — die leichten Wunden, die er aus jener Nacht heimgebracht, könnten auch nicht schuld sein an diesem Zustande . . . und was denn Francesco Cerulli in Santis Fieberträumen zu tun habe? Mehr als zehnmal am Tage schreie er des Toten Namen aus gequälter Brust.

Capobianco war nicht lange nach der Sonne im Dorfe; das wunderte keinen. Er hatte aber niemandem verraten, daß er die Hürden diesmal schon im Mondschein geöffnet, und kein Mensch wußte, daß er vor Tau und Tag am Rande des roten Kars gesessen und auf die Sonne gewartet hatte. Genau an der Stelle, an der vor Tagen dem toten Berghirten das Leben verweht war.

Der Weißkopf nahm damals frühmorgens aus der Schenke die Frage mit: „Wie, wenn Santi Praga der Mörder wäre?“ Gipfeleinsamkeit ist voller Quellen, macht kühl und klar. In die Gipfeleinsamkeit trug er die Frage und riet eine Woche daran herum. Danach sagte er zu sich: „Jawohl, Santi Praga ist der Mörder! Aber wenn ich das vor den Leuten sage, wird der Santi ein neues Messer sich kaufen, und das sticht er mir ins Herz . . .“ Halt . . . Capobianco stand an einer Schranke — „ein neues Messer?“ fragte er sich. „Wo ist denn das andere hingekommen?“

Es war ihm, als sähen seine Augen in dieser Stunde heller denn sonst; wie es ja häufig geschieht, daß ganz einfältige Menschen aus einem natürlichen Instinkt heraus — es scheint aber: aus einer plötzlichen Erleuchtung — eine Erkenntnis haben, die über alle Weisheit geht.

An dieser Schranke griff er sich vorwärts, und richtig — er gelangte auf die andere Seite . . . „an dem Messer hat das Blut eines Menschen geklebt . . . Menschenblut ist das heißeste Ding auf der Welt, es verbrennt Liebsten das Herz und Mördern den Verstand — darum: wenn Santi Praga den geglühten Stahl in der Hand gehalten

hat... keine Minute wird er dem verfluchten Eisen Zeit gelassen haben, daß es ihn zeichne. Neben den Toten hat er die Klinge natürlich nicht gelegt"...

Und Capobianco dachte sich den Kopf heiß, und es traf sich, daß er sogar mitten in der Nacht auf seinem Bettsack saß und einer Handvoll Reiser zusah, die der Brand knackend zerbiß. Beim Herdfeuer hatte er schon manch Geheimnis seiner Tage gefunden und die schwarze Hürde der Nacht hielt seine Gedanken artig zusammen...

So hing er ein Glied ins andere; und als er meinte, die Kette sei fertig, mit der man den Santi Praga dem Tod und dem Teufel ans Bein schmieden könne, schritt er damit in der Nacht vom Berge.

Er hatte erst noch Arbeit gehabt am roten Kar, darum war die Sonne früher da als er. Dann fragte er an den Häusern und Leuten und an ihren Gedanken so sachte sich hin, und gegen Mittag lief ihm die Beatrice Zara richtig in den Weg. Sie meinte, das wär' ein Zufall, und begann gleich ein bißchen zu schimpfen. Aber Capobiancos Mund zog sich in hellem Vergnügen bis unter die Ohren —

„Mit den Fäusten fängt einer keine Fliegen, Beatrice Zara."

„Was willst du damit sagen? . . . Ach, was! Ich hab' keine Zeit! Addio, Weißkopf!"

Das Mädel, über dessen Gesicht die durchwachten Nächte Sorgen wie Staub gestreut, war aschefahl. Capobianco trottete hartnäckig hinter ihr drein; da sie aber ihrem Hause nahe war und ihm nicht Zeit ließ, alles in Ruhe vorzubringen, was er auf dem Herzen hatte, redete er hastig gleich das letzte heraus und sagte: „Ich habe deinen Santi an jenem Morgen gefunden, und ich habe gewünscht, die Zöllner hätten ihn totgeschossen. Nun hab' ich diesen schwarzen Gedanken aber verloren; denn nun weiß ich etwas — Beatrice Zara, ich werde mich in Zukunft vor Santi Praga zu hüten haben! Und ich glaube, du wirst doch noch mein Weib werden." Dabei faßte er in die Tasche und biß die Zähne in die Lippen.

„Es ist schon besser mit ihm," sagte sie. Und sie sprach über Santi Praga mit der Zuversicht, die der sichere Besitz verleiht.

„Ist es besser mit ihm, so werde ich mich um so stärker vor ihm hüten müssen," sagte Capobianco laut, gab ihr die Hand und ging.

Er stieg empor in seine Siedelei, und als gegen Abend zwei Bersaglieri über den Paß der Zinne

schritten, ließ er sich mit ihnen in ein Gespräch ein.

Erst war vom hohen Licht und seinen Leuten die Rede, und dann war die Rede vom erstochenen Hirten . . . Nicht einmal ein Verdacht war aufgekommen gegen Santi Praga. Und wenn auch — die Zeugenschaft Paolis hätte ihn niedergeschlagen.

„Demnach weiß keiner die Sache als ich," sagte Capobianco, „keiner ist klug von diesen Menschen; nur Einsamkeit macht weise."

Damit griff er in seine Tasche, brachte ein Ding heraus, das in schlechtes Papier gewickelt war, faltete das Papier mit seinen Spinnenfingern auseinander und sagte: „Es ist kein Bocksblut, das an dieser Klinge ist. Es heißt ja, die Gelehrten könnten Menschenblut von Tierblut unterscheiden — so mögen sie finden: das da ist Francesco Cerullis Blut."

Die Zöllner sahen den Roßhirten an und waren betroffen von der Ruhe, mit der er sprach und mit der er ihnen die Klinge unter die Augen hielt . . .

Wollte dieser Mensch in Reue über eine verfluchte Tat sich selbst anklagen? Dieser Jämmerling, der seine Herrgottsecke in der Kapanne hatte, schier das einzige, das er besaß? . . .

„Wie bist du zu dem Messer gekommen, Capobianco?" fragte ihn der eine der Grenzwächter.

„Hi — heut im Morgenlichte bin ich hinuntergeschlichen ans Rote Kar und hab' am Bergsturz gestanden und habe da hinabgeschaut . . . da ist die Klinge drunten zwischen den Steinen herausgeblüht wie eine Feuernelke. Von der andern Seite bin ich dann hineingeklettert in die Steine . . . Und was ich schon längst gewußt hatte, das stand auf dem Messer geschrieben."

„Was steht geschrieben?"

„Daß Santi Praga der Mörder ist! Er hat seinen Namen in die Schale des Messers gekratzt. Da — seht ihr's?"

Und sie sahen Santi Pragas Namen in ungelenken Zügen auf das Horn geschrieben und legten das zerknitterte Papier wieder darum, und der eine steckte das Messer zu sich —

„Du wirst alles bezeugen müssen, Capobianco."

„Wenn ich das nicht wollte, hätt' ich nicht nötig gehabt, so gescheit zu sein und das Messer zu finden," sagte er.

Dann ging er in die Kapanne, trug einen kleinen Blecheimer herbei und melkte eine Eselstute. Das gab seine Abendsuppe.

— — — — — — — — — — —

Zwei Tage danach wurde Santi Praga gefangen genommen.

Er hatte das Lager kaum verlassen und konnte zu Fuß nicht folgen. Da mußten sie ihm ein Wäglein mieten und fuhren ihn ins Gefängnis. Ehe er die Fahrt antrat, hatte er gestanden: ja, er hätte den Hirten erstochen; aber er hätte in Notwehr gehandelt — zuerst hätte ihm Cerulli den Stich in den Schenkel versetzt.

Er log also mit keinem Wort und sagte zuletzt, er hätte über den Kampf mit dem Feind und über den furchtbaren Ausgang nur geschwiegen, weil ihn ja doch keine Strafe treffen könne.

Im Dorf am Hange kreischten die Frauen, brüllten die Männer, liefen die Kinder verängstigt zu einander und hatten dabei den Schatten des Todes fremd und schreckhaft in den Augen.

Beatrice Zara raufte sich die Haare, klagte Gott und die Welt an und konnte nicht begreifen, daß Santi Praga bleich und duldsam zusah, wie sie ihn in den Wagen luden. Sie — — wäre sie der Santi gewesen, hätte den Polizeisoldaten die Gewehre aus den Händen gerissen und hätte diese Häscher zusammengeschossen. Und nun der Santi — — nicht zu glauben.

„Warum soll er nicht still sein?" sagten einige

Alte der brennenden Zara zum Troste. „Sie müssen ihn doch morgen wieder herauslassen.“

Aber — solange Beatrice Zara, solange seine beiden Brüder auch auf Santi Praga warteten: die Zeit verstrich, und sie warteten vergebens.

— — — — — — — — — — —

Eines Tages wurde Capobianco zur Zeugenschaft gefordert.

Als er heimkehrte, ging er zuerst zu Beatrice Zara in die Küche und sagte zu ihr: „Deinen Santi haben sie zu drei Jahren schweren Kerkers verurteilt. Dein Santi ist ein Totschläger.“

Da sank Beatrice Zara mit einem lauten Schrei am Herde hin. Ihre harten Nägel kratzten die Steinfliesen; ihre Haare lösten sich und fielen über ihr Gesicht; Capobianco kniete neben sie in den Staub und streichelte ihr mit seinen armen verwelkten Händen den Scheitel.

So lieb hatte er sie — ob ein Mensch einen andern Menschen noch lieber haben kann? dachte er. Und doch hatte er diesen Jammer über Beatrice gebracht! Er hatte sie elend gemacht — niemand konnte elender werden an einem andern als sie an ihm! . . .

Da stürzten ihm die Tränen aus seinen kalten häßlichen Augen.

Allerhand wilde Gedanken flatterten ihm durch den Kopf, törichte Gedanken, die keine Rast fanden und für die ihm keine Worte einfielen.

So hockte er neben ihr, ein Häuflein Jammer, und tastete mit seinen Spinnenfingern an ihr herum — hilflos, hilflos.

Und er hatte doch gedacht, er wolle all das Elend gutmachen, das er über Beatrice gebracht. Als sie auf den Knien zum Herde gerutscht war und sich erhoben hatte, kauerte er immer noch und starrte sie an. „Warum bist du nun gekommen, Steinkauz?" fragte sie ihn, und in ihren Augen glühte der Haß.

Aber aus ihren Worten floß neues Leben in ihn — der Klang ihrer Stimme hatte ihn von jeher froh gemacht. Auch wenn er nur an ihn dachte droben in seiner Bergeinsamkeit . . . Vor diesem Gedanken wurden die Stürme still, und das schaurige Dunkel der Gipfelmächte wurde Licht.

Auch jetzt rettete ihn der Klang jener Stimme aus tiefster Not und er fand darüber den Weg zu sich selbst. Er richtete sich empor und merkte, wie seine Glieder zitterten und wie sein Herz bange war.

„Warum bist du gekommen — du — du?" schrie Beatrice Zara, als er nicht antwortete.

„Wenn du in der Nähe bist, Bergkrähe, so gibt's ein Unglück! Sieh zu, daß du heimkommst, und finde dich nicht wieder herunter zu uns!"

„Ich wollte dich trösten," sagte der Roßhirt, „und ich kam voller Freude."

„Voller Freude? Du Narr!" Sie spie ihre Verachtung in die Herdasche als hätte sie Gift im Munde.

„Soll ich nicht voller Freude sein, wenn ich ihn los bin, den du lieb hast?"

„Und du meinst, daß ich ihn nun nicht mehr lieb habe?"

„Nun — auch — noch?" zweifelte der Weißkopf und ward fahl unter seiner steinernen Haut.

„Erst recht!"

„Einen, der ein Mörder ist?" fragte Capobianco und stierte sie an. Seine Lippen waren wie Laub, über das ein Frost gegangen ist.

„Und wenn er ein Mörder wäre! . . ."

Endlich wurde der Hirte der Wucht der Stunde Herr. Er hatte den Mut gefaßt, diese Stunde heraufzubeschwören, hatte sie gerufen und war ihr nachgegangen Tag für Tag, Woche für Woche — und sollte dennoch nicht Sieger sein?

„Hei," begann er viel mutiger, als sie sich eine Minute lang wortlos angestarrt hatten, „du

brauchst dich gar nicht so aufzubäumen, Beatrice Zara . . . Hättest du gehört, was sie heute bei Gericht geredet haben, so wüßtest du: er ist ein Mörder! Aber sie haben Mitleid mit ihm gehabt und haben ihn als einen Totschläger eingeschätzt. Ich weiß es besser . . . O, ich weiß es! Ich weiß auch, er hat an dem armen Cerulli seine Wut ausgelassen . . . Er mußte einen haben, in den er seinen Haß und seine Qual hineinschlagen konnte —"

„Und woher hätte ihm in der Nacht die Wut kommen sollen, die er in einen anderen hineinschlagen mußte? Und so hineinschlagen?"

„Weil das mit der Merceda Finotti in jener Nacht geschehen war."

„Dummkopf!" sagte Beatrice Zara. „Dummkopf! Hätte er nicht den Weg zu mir finden können? Ich hätte ihm stillgehalten, wenn er einen gebraucht hätte, auf den er seine Wut abladen konnte."

„Hm," machte Capobianco, „das hätte er vielleicht auch getan. Dank's der Madonna, daß ihm der Hirt über den Pfad lief — so hat er gleich den genommen! . . . Und diesen Santi möchtest du noch lieb haben? Denkst du, der wird die Merceda jemals vergessen? Wenn er

dich einst in seine Arme nimmt, denkt er an sie! Und wenn du ihn küssest — nun, er wird es sich gefallen lassen, aber er wird die Augen schließen und denken, es wäre der Mund Merceda Finottis, den er auf seinen Lippen brennen fühlt. Wenn du dein Leben um solch eine Liebe leben willst, Beatrice Zara — dann freilich! Aber ich meine, es ließe sich etwas besseres denken."

Beatrice Zara raffte ihre Haare, drehte sie und steckte sie wieder auf —

„Davon verstehst du ja gar nichts," sagte sie verächtlich. Sie stand nun ganz aufrecht vor ihm — wie eine Kämpferin.

Nicht halb so schwer als früher schien ihr der Sieg in dieser Stunde, den sie doch noch über Merceda gewinnen wollte. Und sie dachte an jene Nacht, in der sie der Nebenbuhlerin die blanke Heugabel ins Herz hatte stoßen wollen . . . Ja, damals haßte sie die vom hohen Licht.

Aber nun?

Merceda hatte ihr Glück gefunden — und es lag eine lange Spanne Zeit zwischen ihr und Santi Praga. Mußte er sie nicht vergessen hinter den Mauern des Kerkers? Und sie, die Merceda — vielleicht verabscheute sie ihn nun; er war ihr ja schon immer gleichgültig gewesen. Und viel-

leicht gingen sie dem Santi in den ersten Tagen nach seiner Heimkehr — in drei Jahren! — alle aus dem Wege! Dann würde er erkennen müssen, wo er ausruhen könne von dem Leid der andern Zeit! Und wenn er nach drei Jahren wiederkam, war ihm Jahre hindurch nichts angetan worden als Lieblosigkeit und Verachtung. Beatrice Zaras Herz wollte dann um ihn scheinen wie die Sonne, in der alles zu neuem Leben erwacht.

Ganz versonnen tat sie die Handgriffe um Herd und Küchengeräte, die die Stunde von ihr forderte. Und sie vergaß über ihren Gedanken an Santi Praga des Männleins, das hinter ihr auf dem Schemel die Erfüllung seiner Wünsche erwartete.

Von ungefähr aber trafen ihre Augen wieder auf ihn.

Da sah er diese Augen ganz verändert und fast hell vor Freude; denn das Menschenherz ist ein wunderlich Ding: um die Mitternacht seines Leides findet es Träume von künftigem Glück und entdeckt Sonnen, wo vordem niemand einen Stern gesehen hat. Es war der Gedanke an das Glück, daß sie ihren Santi nun erst recht besitzen werde. Alle anderen vergaßen seiner in den langen drei Jahren, oder sie verabscheuten ihn.

Als Capobianco das neue Licht in Beatrices

Augen erkannte, kam ihm der Gedanke: er hätte sein Spiel verspielt. Er hatte es ihr bis dahin zu verbergen gewußt, daß es sein Verrat gewesen war, der Santi Praga vor die Richter und in den Kerker gebracht hatte. Nicht ein einziges Mal war die Furcht in ihn gekommen, das Mädchen würde ihn deswegen mit seinem Haß verfolgen; denn er hatte gemeint: wenn es ruchbar würde, daß ihr Santi den Hirten erstochen habe, so müßte sie sich von ihm wenden und alle Liebe in ihr müßte zerschlagen werden wie die Blumen vom Hagel. Das war nun alles ganz anders gekommen! Wenn sie von dem Willen Capobiancos erfuhr, der darauf hinauslief, Santi Praga zu vernichten, — was dann? Wenn ihr die Leute erzählten, wie Santi Praga nur dem Capobianco zu danken hätte, daß er hinter Schloß und Riegel gesetzt worden? Wenn die Zeitungen das Zeugenverhör druckten? Eine Furcht schauerte durch sein Herz. Und weil er dachte, Beatrice müsse diese Furcht sehen, raffte er sich zusammen und stand auf.

„Es ist gut, daß du gehst,“ sagte sie.

„Wir werden Zeit genug haben, miteinander zu sprechen, wenn du vernünftig geworden bist! Du solltest mit mir kommen,“ sagte er zu ihr.

Da lachte sie ihm ins Gesicht.

„Ja, mitkommen," fuhr er sehr ernsthaft fort; „denn dort oben in der Bergsonne wirst du dich am ehesten zu dir selber finden und zu mir, denn ich meine es gut mit dir, und du weißt, daß ich ohne dich nicht leben mag."

Die Worte fielen über seine Lippen wie zitterndes Herbstlaub. Dann ging er.

— — — — — — — — — — —

Beatrice Zara war in den folgenden Tagen allein daheim. Sie schlug den Riegel vor die Tür — was brauchten die Nachbarn mit ihren neugierigen Augen an ihr herumzuleuchten?

Drei Jahre sollte sie Santi Praga nicht mehr sehen?

Nein, nein ... das würde nie geschehen!

Und wie eine Spinne, die in der Stille ihres Winkels Faden zu Faden zieht, spann sie ihre Pläne: sie wollte das Haus verlassen, wollte nach Verona wandern — oder mit der Kleinbahn fahren, die drunten von Garda abgeht ... Nein, das Wandern fern von Menschen, die sie kannten, schien ihr klüger ... auf ein Stück Papier wollte sie schreiben, daß sie fortgegangen sei und in einer Woche zurückkäme. Wenn dann Leute in ihr Haus sich drängten während dieser Zeit, so erfuhren sie, daß sie das Mädel nicht

suchen sollten . . . es war alles in Ordnung, und die Woche, von der der Zettel am Kesselhaken erzählte, mußten sie warten. Hernach könnten sie ja immer noch Lärm schlagen, wenn ihr die Sache zu raten aufgab. Das Papier wollte sie an den Kesselhaken über dem verloschenen Feuer hängen...

Und in Verona, wo Santi Praga im Gefängnis saß, wollte sie Tag und Nacht um die hohen düstern Mauern schleichen, in denen die vergitterten Fenster sind, und wollte warten und emporspähen . . . Dann würden zwei Hände irgendwo an die Innengitter sich klammern, und Santi Praga würde in Sehnsucht nach dem Lichte sich emporziehen und sein bleiches Antlitz zwischen die Eisenstangen drängen . . . und auf seinen Lippen läge der Ruf —

Welcher Ruf? Welcher Name? Beatrice Zara erschauerte bis in ihr Herz vor Jammer und Freude — „Merceda" würde er vielleicht rufen, dachte sie. Aber dann, ehe dies Wort noch einmal aus seinem Munde kam, würde er *sie* sehen, sie, die um ihrer großen Liebe willen heimlich vom Berge geflohen war! Und in seinem Herzen würde fortan nur sie sein — wie die Sonne mitten im hellen Frühlingstage.

Dann wollte sie die Hände um ihren Mund

legen und zu ihm emporrufen: Ich will kommen, dich zu besuchen — oder: wenn sie mich nicht zu dir hineinlassen, so will ich einen Bogen aus einer Haselstaude biegen, und um den Pfeil, den ich dir emporschieße, will ich eine lange dünne Schnur winden. Diese Schnur läßt du in der Nacht hernieder, und ich knüpfe dir daran eine Feile und eine Leine, damit du entfliehen kannst...

Und dann?

Weiter dachte Beatrice nicht. Denn „dann" mochte Santi für sie beide denken und für ihrer beider Glück!

Sie begann ungesäumt alles zu bereiten, was um sie selbst und am Herde getan werden mußte, ehe sie ihr Vorhaben ausführen konnte.

Das Leid der letzten Tage war fort — auch die Erinnerung daran war verloren, hinweggeweht von dem Sturm der Freude, der über ihr Herz gekommen war. Nur der eine Gedanke erfüllte sie: sie würde ihn retten, sie würde ihn befreien, und von Stund an würde kein Mädchen ein Recht an ihm haben als sie allein.

Darüber wurden ihre Augen helle, und das kleine Haus am Hange war voll von ihrem Gesang.

Aber am dritten Tage war sie noch immer daheim — das Geld, das sie sich verdient hatte,

war für Putz ausgegeben worden in der Zeit, da sie für Santi Praga sich schön zu machen hatte. Wenn sie ihm gefallen wollte, dachte sie damals stets zuerst an Merceda vom hohen Licht. Aber so oft sie versuchte, so schön zu sein wie jene ... immer mißlang es ihr. Was zu jener paßte, machte sie noch häßlicher. Und weil sie erkannte, daß sie auf diesem Wege niemals erreichen würde, was sie wollte, sah sie nicht mehr nach Merceda — sondern trug, was ihr gefiel.

Santi Praga hatte nie ein Wort der Anerkennung für sie gehabt, nie einen Blick der Freude in seinen Augen, wenn diese Augen sie ansahen...

Manchmal kamen ihr darüber die Tränen.

Und dann versuchte sie, ihn zu gewinnen, indem sie allen Zierat vermied an bunten Bändern und Schleifen, an seidenen Blusen und woran sonst Mädchen Gefallen finden; und sie gab ihm das Geld, damit er einen frohen Tag davon sich mache.

Deshalb fand sie nun weniger Münze in der kleinen Sparschachtel, die sie zu unterst in ihrer Truhe barg, als hätte darin sein müssen, wenn sie den Weg nach Verona damit wagen wollte. Konnte sie nicht tagelang in der großen Stadt aufgehalten werden, ehe Santi Praga hinter seinen vergitterten Fenstern sie an ihrem Ruf erkannte?

Aus diesen Erwägungen heraus, die die einzigen klaren Gedanken enthielten, die sie in dieser Zeit dachte, begann sie unverzüglich zu arbeiten; sie holte sich Aufträge für künstliche Blumen, deren Bestandteile ihr von den Fabrikanten geliefert wurden, und übernahm die Verpflichtung für eine Menge, die sie sonst in viel längerer Frist nicht herzustellen sich getraut hätte.

So ging der sechste Tag vorüber, seit sie mit ihren Plänen sich trug, und die Mitternacht hing tief und gewitterig um den Berg.

Manchmal, wenn der Wind die geladenen Wolken auseinandertrieb, schien ein spätes Licht aus einem der Häuser — bei Beatrice Zaras Läden rann kein Licht heraus: das machte, sie hatte jede Ritze verstopft mit Wollfäden und Stoff; denn es sollte niemand wissen, daß sie auch die Nacht hindurch arbeite, damit keine Neugier in sie dringen könne und ihr hoffendes Glück geschwätzig mache. Tag und Nacht war sie am Werk, und nur gegen Morgen lehnte sie eine Stunde lang den Kopf auf die Arme, während die Finger noch Draht und Seidenpapier hielten, und entschlief an dem harten Tische.

— — — — — — — — — — —

In einer dieser Nächte — die Glocke hatte noch nicht lange zwölf gerufen — knirschte der Sand vor Beatrices Hause. Sie vernahm auch das — es war, als hätten sich ihre Sinne verschärft, seit der Kampf um den Liebsten sie Tag für Tag auf den Posten forderte.

Sie ging auf den Zehen zur Tür und prüfte den Riegel.

Es war alles fest zu.

Wenn der Narr Capobianco durch die hängenden Wetter vom Berg geschlichen wäre?

Nun, er wußte ja den Weg ins Heu des Schuppens, wo sie ihn schon so oft hatte nächtigen heißen. Dort mochte er auch heute schlafen, falls die Wolken von den Blitzen zerrissen würden und ihre Ströme herniederrauschen ließen . . .

Jetzt tastete eine Hand draußen am Laden; ein Mund schien sich gegen die Ritze gelegt zu haben, und deutlich vernahm sie den Ruf ihres Namens; denn es hingen keine Fenster in den Rahmen.

„Beatrice!"

Und noch einmal: „Beatrice!"

Jetzt verstellte der Narr von der Kapanne am Berg sogar seine Stimme, daß sie klang, als wäre sie die des Santi Praga!

„Beatrice!"

8*

So dumm sah er aus und so mißgestaltig war er, daß ihr der Gedanke, von ihm sich küssen lassen zu müssen, Höllenpein schuf ... Nun mußte sie doch lächeln über die Mühe, die er sich mit ihr gab; und in diesem heimlichen Lachen war Mitleid.

„Beatrice!“

Diese Hartnäckigkeit war zum Verzweifeln! Das Mädel schlug mit der flachen Hand auf den Tisch und lief zum Fenster —

„Sieh, daß du weiterkommst, Roßhirt! Es kann sein, daß wir dir einmal den Pelz blutig färben, wenn du dich zur Nacht vor falsche Häuser findest!“

„Beatrice! So hör' doch!“

„Zum letzten Male, Capobianco ...“ drohte sie.

„Bist du verrückt geworden? Mach' auf, sag ich dir und ...“

„— du gehst in Wind und Wetter aus der Kapanne und fragst, ob andere verrückt sind?“

„Ich bin's ja, der Santi ...“

Wie sie den Namen nennen hörte, zuckte sie zusammen ... Beide Hände preßte sie gegen die Brust — das Herz sollt' ihr nicht zerspringen! Dreimal hatte sie schon gedacht, der draußen müsse der Santi sein. Und nun sagte er es

ihr sogar! Sie stürzte zum Fenster, ihre Augen sprühten — vor Zorn über den aufdringlichen Roßhirten oder vor Freude, daß das Unmögliche Wahrheit geworden sein könnte — sie stieß den Laden auf . . . der Schein der Lampe fiel hinaus auf das gespensterbleiche Gesicht Santi Pragas!

In ihren Augen rangen Glück und Entsetzen, ihr Mund öffnete sich, aber sie schrie nicht . . . sie taumelte rückwärts gegen den Tisch — ihr war, als hätte sie Santi Praga in dieser Stunde für immer verloren. So nah steht die höchste Freude dem tiefsten Leid! Helfen, erretten hatte sie ihn wollen! Seit Tagen bewegte sie keinen anderen Gedanken, nährte sie keine andere Hoffnung. Seit Tagen arbeitete sie sich die Finger blutig, damit dieser Gedanke Wirklichkeit werden könne: ihr Santi sollte wieder an die Sonne glauben, wenn sie — seine Liebste — ihm Herz und Augen voll schien mit ihrer Seligkeit und ihrer Treue — — und nun?

Ehe sie den Gedanken zu Ende denken konnte, schwang Santi Praga sich durchs Fenster, zog den Laden hinter sich zu und sank auf den Herd wie einer, hinter dem der Tod die halbe Nacht hergelaufen ist.

Dann warf Beatrice sich zu seinen Füßen, um-

faßte seine Knie und preßte ihre Lippen auf seine Hände.

„Santi! Mein Santi!"

Er sprach kein Wort; in den dunkeln Winkel starrte er und der Schweiß perlte ihm von der Stirn. Er sah aus wie ein Gespenst, sah aus wie einer, der die Decke des Grabes gesprengt hatte in unsagbarer Mühsal —

„Warum läßt du mich warten und betteln? Hältst du es für eine Gnade, daß du mich hereingelassen hast?" knirschte er.

Das schlug ein wie Hagelkörner in Pfirsichblüten und tat ihr weh auf dem Herzen —

„Santi," sagte sie, „denkst du, ich glaube noch an Wunder?"

„Hast du nicht gedacht, daß ich heimkehre?"

„Jawohl, Santi, ich habe es gedacht. Hast du nicht gefühlt, wie all meine Gedanken bei dir waren? Aber — ich wollte dir die Freiheit bringen! Deshalb arbeite ich die Nächte hindurch und die Tage. Das Geld wollte ich mir verdienen für die Zeit, in der ich hätte um die Gefängnismauern irren müssen . . . Und du hast das fertiggebracht ohne mich? Sag's, wie es gekommen ist — Santi, mein Santi!"

Auf dem ganzen furchtbaren Wege durch die

Gefahr, erkannt zu werden, hatte Santi Praga an Beatrice Zara denken müssen und an die Freude, die er ihr bringen würde . . .

Und nun kniete sie vor ihm —

Da kam wieder die Grausamkeit über ihn, die Lust an der Grausamkeit, ihre arme Seele zu quälen . . .

Und als hätte er darüber nachgedacht, welch höchste Pein er über sie bringen könnte, sagte er nun:

„Denkst du, deinetwegen bin ich wiedergekommen?"

„O nein," sagte sie still und hob ihre Augen zu ihm auf.

„Was du dir einbildest!" höhnte er.

„Du wolltest frei sein! Deswegen bist du wiedergekommen."

„Pah, frei sein. Für wen?"

„Für dich und mich."

Mit jedem Worte wurde seine Grausamkeit wilder — sie dürstete nach den Tränen Beatrices, sie dürstete nach ihrem ganzen Jammer. Und ein häßliches Licht ging in seinen Augen an — dann fragte er:

„Soll ich dir sagen, warum ich diesen Kerker nicht ertragen konnte?"

„So sag' es!“

„Nach Merceda Finotti hab' ich geschrieen in meinen Kerkernächten!“

Er faßte sie fester ins Auge — wie der Marder den Vogel, nach dessen Blut er lechzt. Aber sie zitterte nicht mehr in eifersüchtiger Wut ...

„Wenn du nur da bist,“ stammelte sie. „Um wen? — was geht's mich an? Ich habe dich wieder und ich sehe dich — und du sollst mein werden ... oder der Berg stürzt ein, der ewige! ...“

Ihre Stimme ward lauter und hatte einen hohen freudigen Klang, ihre Hände umfaßten die Santi Pragas, als wollten sie die nun immer halten.

Plötzlich aber schrak sie zusammen ... Wäre es etwa einer andern eingefallen, ihm zu helfen, die Gitter seiner Fenster zu sprengen?

Und sie begann zu forschen —

„Wie kannst du hier sein, Santi — hier ohne mich?“ fragte sie, und ihre Stimme klirrte.

„O,“ sagte er, „einer, der Schmuggler war, solange er denken kann, sieht sich vor! Eine Leine hatt' ich mir um den bloßen Leib geschlungen, ehe sie mich abführten, dicht an dicht in Ringen, und unter der Leine hatt' ich eine flache Feile

verborgen. Ließen sie mich frei, so hatt' ich ein übriges getan ... und ich hoffte es! Aber auch diese Hoffnung ward zuschanden. Nun war ich listiger gewesen als sie alle! Vier Nächte hab' ich gefeilt — es hieß wach sein bei dieser Arbeit; denn ein Gefängnis umlauern tausend Augen und Ohren, auch bei der Nacht. Dann brechen die Stäbe — auf den Händen läuft man in die neue, in die herrliche Freiheit, und das erste Stück des Weges ist eine Leine!"

Auf Beatrice Zaras Gesicht stand wieder die Freude an dieser Stunde. Eine Freude, die nicht daran denkt, daß das Glück einer so kurzen Spanne Zeit jemals zu Ende geht. Und auch Santi Praga war an einem Ziele, dessen Sicherheit ihm für diese Nacht und die folgenden Tage genügte.

Mit der Wachsamkeit, die den Schmugglern auf jedem ihrer Schritte folgt, prüfte er noch einmal Tür und Läden; schon während er um das Haus geschlichen war, hatte er bemerkt, daß weder durch die Spalten noch durch ein Astloch der Blick des Spähers hereindringen konnte.

Und ein wundersames Heimatgefühl überkam den ruhelosen Mann.

So aßen sie miteinander Rauchfleisch und

schwarzes Brot und tranken dunkelroten Bardoliner Wein. Immer von neuem schenkte das glückselige Mädchen dem Liebsten das Glas voll bis zum Rande.

Dann leitete sie ihn die schmale knarrende Holzstiege empor, die aus der Küche unters Dach führte. In den Kleidern warf sich Santi Praga auf Beatrices Lager. Sie saß noch eine Zeitlang am Bettrand und küßte ihn auf die Stirne und küßte ihn auf die Augen. Wenn ein Weg gewesen wäre — die Seligkeit hätte sie ihm ins Herz geküßt! Aber es war keiner.

Unter ihren Händen und Lippen schlief Santi Praga ein. Er fühlte nicht mehr die heißen Tropfen auf seinem Gesicht brennen, die von des Mädchens Wimpern fielen, und merkte nicht, wie Beatrice sich erhob und in stummer Qual die Stufen hinabstieg. Das Glück von vorhin war ein Sonnenvogel — nun war ihm aller Glanz von den Schwingen gestreift!

Im Winkel am Herd entschlummerte sie — so wie sie sich hingeworfen hatte: das Gesicht in die Hände gepreßt, damit die das Schluchzen ihres Mundes erstickten.

Santi Praga schlief bis tief in den andern Tag hinein.

An diesem Tage wurde kein Feuer auf dem Herde gebrannt, damit kein Rauch aus dem Schornstein rolle — mochten die in den Häusern denken, Beatrice sei gegangen, die fertigen Blumen abzuliefern! Natürlich blieben auch die Läden geschlossen, und Santi blieb oben in der Dachkammer, in die das Licht durch die Luke fiel.

Beatrice leistete ihm Gesellschaft. Sie sprachen von den Tagen, die kamen — sie flüsterten von ihnen wie von einem Geheimnis. Aber ihre Augen wurden darüber nicht voll von jenem heimlichen Glanze, von dem das Wunderliche umschienen ist, sondern sie sahen kalt und zweifelnd in die Zeit, die vor ihnen lag.

Eine tiefe Falte des Unmuts hatte sich über Santi Pragas Stirn geschlagen, und seine Zähne knirschten in Wut gegen Capobianco. Er hatte die Freiheit, die er sich mit List und tollem Mut erobert hatte, goldener sich gedacht . . . denn nun erkannte er: rings um ihn ragten Mauern, die waren nicht zu übersteigen, starrten Gitter, die keine Feile durchfeilen konnte . . .

Erst jetzt, wo er zum ersten Male zur Rast sich niedergelassen, wo er an dem Ziele vor der letzten Wegscheid stand, kam Santi Praga zu völliger Klarheit über seine Lage.

In dumpfem Hinbrüten saß er auf dem Bettrande. Die Sonne lag auf den Ziegeln des Daches — eine fürchterliche Schwüle lastete auf dem flüchtigen Manne; das Weiße seiner Augen war rot, aber seine Haut war welk und seine Lippen waren aschfahl.

Vielleicht hätte er in dieser Stunde sich entschieden, weit fortzugehen, die Bergheimat zu verlassen.

Ein paar Stunden Saumpfad dem Himmel entgegen — dann schnitt die Grenze über den Berg hinein nach Tirol! Was wußte die Polizei in Tirol von dem, der aus dem Veroneser Gefängnis entwischt war? Eh, so hätt' er um eine Flucht aus dem Lande seine Freiheit sich erkauft?

Auch Beatrice erwog diese Flucht; — aber sie sprach kein Wort darüber, mit ihm zu gehen, an ihn sich zu hängen, die Verräterin zu werden an ihm, — ja, so wär's gekommen: ihre Leute würden nach ihr forschen lassen und würden nicht ruhen, bis sie heimgekehrt wäre unter dem Spotte aller, die sie kannten . . . Ließ sie ihn aber allein gehen, dann hatte sie ihn verloren fürs Leben!

Das Gespräch verstummte.

Über grübelndem Nachdenken, das zu keinem Worte sich fand, mochte mehr als eine Stunde

vergangen sein, in der Santi Praga die Augen nicht erhoben hatte — da zuckte ein Leuchten auf in Beatrices Gesicht: in einer alten Kiste lag das Einsiedlergewand des Mannes, der vor Jahren in einer Höhle zwischen den Gipfelzacken droben an der Schneegrenze des Berges gelebt hatte.

Solange man denken konnte, hatte in jener Felsengruft einer gesessen, der vom Betteln bei den Hirten lebte, oder der selbst ein paar Schafe hielt, die die Halme zwischen den Steinen abnagten. Der letzte der Einsiedler war der Fra Girolamo gewesen. Aber nun war schon wieder eine Zeit verstrichen, seit auch der die Bergsiedelei verlassen hatte. Beatrices Großvater hatte erzählt: der Bergbruder hätte genug des Fastens und Betens gehabt, genug der Einsamkeit und der Stürme; er sei in plötzlichem Wandel der Erkenntnis heimgekehrt zu den Menschen ... Seine braune Kutte hatte er an einem Holznagel vor der Höhle aufgehängt, — etwaigen Nachfahren ein kleidsam-härenes Vermächtnis. Aber weil kein neuer Bergbruder gebetbedürftig den Weg zur halben Höhe des Himmels fand, trug der alte Zara das fromme Kleid von einem Spürgange hernieder, den er in den Tagen tat, da

Alberto Finotti, der Schmuggler und Weinwirt, einzog in sein besseres Leben. Zara trug das rostbraune Bußgewand heim, — vielleicht, daß es im Laufe der Tage gedeihlicherem Schicksal anheimfiele als dem Fraß des Moders und der Bergmotten am Eingange der Höhle.

Dieses Gewand grub Beatrice Zara nun aus den Tiefen der wurmstichigen Kiste ans Licht.

Alle Schmugglerverschlagenheit Santi Pragas hatte nicht herangereicht an die Eingebung dieser Frauenlist: es war, als würden Läden aufgestoßen vor der Dunkelheit, die um Santi Praga hing, und ein leuchtender Morgen strömte herein. Zum ersten Male dehnte er seine Arme weit, weit — er dehnte sie der sichern köstlichen Bergfreiheit entgegen. Aber das Mädchen nahm's, als gälte dies Glück ihr und warf sich ihm jauchzend ans Herz.

Droben als Bergbruder leben, mit den Schmugglern schmuggeln, oder wenn nicht das: so doch als Kundschafter die Patrouillen der Zöllner ausforschen und den Schmugglern Zeit und Wege verraten, die sie in Gefahr brachten — ja, das war ein Leben, wert, gelebt zu werden! Und daneben aus der Gipfelstille hinaushorchen in die Welt, was sie von Santi Praga erzählten!

Von Santi Praga, der Tod und Fessel genarrt hatte ... Wenn er den Schmugglern sich zu erkennen gab — keiner würde ihn verraten; denn ein Schmuggler ist stumm wie ein Stein ... Und mit einem, so schrie das Herz Santi Pragas Rache gegen Capobianco. O, diesem niederträchtigen Schwätzer wollte er seine Tücke heimzahlen! Er konnte die Nacht nicht erwarten, die ihn führen sollte.

Nicht lange jedoch, und der Plan erwies sich als nicht vollkommen: ein Bart, der seinen Träger zur Unkenntlichkeit entstellte, mußte herbei! Zwar: die Grenzpatrouillen hatten inzwischen gewechselt; die Kaserne war mit neuen Mannschaften belegt worden, weil man fürchtete, Carlo Paoli vom hohen Licht werde die ihm bekannten und ergebenen Soldaten nach wie vor befehligen — nun womöglich als Häuptling der Schmuggler. Jawohl, die Soldaten, deren Führer der Wirt vom hohen Lichte gewesen, waren abgelöst, aber — in der Maske ließ die Entwicklung der Dinge sich ruhiger beobachten ... Noch eine Viertelstunde, und Beatrice Zara war schon auf dem Wege zum Fabrikanten, dem sie die fertige Arbeit ablieferte. Von einem Teile des Geldes oder auch vom ganzen Betrage sollte sie einen

Bart erstehen, von einem, der ihn beim letzten Karneval getragen, oder von einem Parrucchiere in Brescia; denn sie mußte über den See fahren und von Salo aus die Kleinbahn nach Brescia benutzen.

Daß sie erst am nächsten Nachmittage zurück sein konnte, war Santi Praga nicht gerade recht — aber er mußte sich bescheiden und die freiwillige Gefangenschaft tragen; denn in das Haus der Praga durfte er sich nicht wagen: das stand mitten in einem Ringe von Wohnstätten und war jedenfalls das Ziel der Neugierigen, die aus den beiden Brüdern Santis allerhand Einzelheiten über die Gerichtsverhandlung herausfragen wollten. Kein Mensch außer der verschwiegenen und verliebten Beatrice Zara durfte wissen, wie es um Santi Praga stand.

Beatrice ging und berichtete allen, die sie traf: sie trüge fertige Arbeit fort, brächte neue mit und kehre vielleicht erst morgen gegen abend heim auf den Berg. Natürlich, das Haus war sorgsam geschlossen; alle Luken waren zu, zu denen der Verrat herausflattern konnte. Und Santi Praga lag droben unterm Dache, dessen Ziegel die Sommersonne glühte, und röstete — an der Hitze und an seiner Qual . . . er wußte nicht, was heißer war.

In Torri bestieg Beatrice den Dampfer, und in Torri erfuhr sie, daß ein Lastschiff in der Nacht bei leiblichem Segelwinde von Salo aus den See kreuzen wolle, um in der Frühe in San Vigilio neue Ladung zu verstauen. Sie erreichte in der hereinbrechenden Nacht auf dem Rückwege Salo und die Zille, die mit Sandsteinen über den See gekommen war. Die Schiffer nahmen sie gern mit, und die Mitternacht war noch nicht lange vorüber, als sie in Torri ans Land kam. Sie lief sich in eine Atemlosigkeit den Hang empor wie nie im Leben. Die Angst trieb sie, darum sah sie die Furcht nicht, die sonst ihre Seele gefoltert hätte. Empor ging's über Geröll, das nicht selten grollend hinter ihr den Berg hinabzulaufen anfing; empor ging's in die aus Schwarz und Dunkelblau gewirkte Nacht, in der die Wetter noch immer atmeten. Dann flatterte das goldene Band aus dem Giebel des hohen Lichts ihr entgegen, an dem sie sich weitergriff mit fliegenden Händen. Und endlich, endlich — noch dämmerte der Morgen kaum — da erklang ihr Klopfen am Laden . . .

Santi Praga öffnete . . .

Wenige Worte wechselten die beiden: nur für die Nächte war in der Folge ein Zusammen-

treffen möglich . . . aber darüber grämte Beatrice Zara sich nicht: Santi war ja auf dem Berge, er war daheim! Sie kannte die Höhle, und sie kannte die Sicherheit, und sie kannte Santi Pragas Plan. Alles übrige stellte sie dem Schicksal anheim, das ihren klugen, mutigen Santi nicht vernichten konnte!

Die Furcht vor dem verräterischen Licht des Tages trieb die beiden im Hause noch mehr zur Eile — schon hatte der erste vorzeitige Hahnruf sie erschreckt, da glitt Santi Praga zum rückwärtigen Fenster hinaus: in der Kutte des Einsiedlers, den Strick um die Hüften und den Rosenkranz an der Seite. Er drückte den Laden zu . . . und zog dann hastigen Schrittes zu Berge.

Beatrice ließ es geschehen und merkte nicht, daß er für die kurze Spanne flüchtiger Sekunden in dem Anbau des Hauses verschwand, dem Anbau, in dem der Weißkopf zu nächtigen hatte, wenn ihn seine verrückte Hoffnung des Abends einmal nicht zu Berge ließ.

Doch eh' dem atemlos lauschenden Mädel das Herz siebenmal schlug, war der rostbraune Büßer wieder draußen im Dunkelgrau der späten Nacht. Und in diesem Grau erstickte der Klang seiner Tritte.

Beatrice horchte noch eine Zeitlang atemlos aus dem Fenster im Dache — keine Stimme war zu vernehmen, die ihr gesagt hätte: Santi Praga ist einem begegnet. Er war also glücklich entkommen. Da überfiel sie die Müdigkeit — sie war zwar kaum länger als zwölf Stunden unterwegs gewesen, aber sechs Wegstunden hatte sie besiegt mit dem Einsatze dreifacher Kraft. Dreifach war die Schwere des Schlummers, der sie befiel.

Als sie erwachte, hing die Sonne mitten im hellblauen Vormittage. Sie hastete durchs Haus, um die Dinge wieder so zu stellen, wie sie vordem gestanden hatten, da zuckte sie zusammen: das Gewehr, das an der Wand gehangen hatte, war verschwunden! Sie wußte genau, daß es an seinem Platze gewesen war, als sie gestern das Haus verließ . . . So hatte es Santi Praga genommen. Aber nicht in der Nacht war er mit der Büchse aus dem Hause gegangen — er mußte sie also draußen verborgen gehabt haben. Und als sie in den Anbau kam, erkannte sie: das Heu war zerwühlt, das dort im Stapel lag.

Und wieder tat ihr das Herz weh . . . An jedem Tage verhehlte ihr Santi Praga etwas. Und was, das sie zu wissen nicht würdig war,

hatte er vor mit dem Schießeisen? Doch fand sie auch diesmal eine Entschuldigung für Santi und lachte über den Schreck, der sie bleich gemacht hatte. — Wozu? Törichte Frage! Soll einer ohne Waffe in die Gipfel sich setzen? Wußten die Leute nicht zu erzählen, daß manchmal sogar ein Bär sich verirre und das Bergrevier durchstreiche? Zwar die wenigsten glaubten daran — aber wenn Santi Praga zu ihnen gehörte? Und er brauchte doch auch Nahrung! Vielleicht hatte er daran gedacht, ein Schneehuhn sich zu erlegen oder einen Hasen.

Und wenn der Großvater sie nach dem Gewehr fragen würde? Ach, was geht sie, das Mädchen, solch ein Schießzeug an? Es ist verschwunden gewesen, als sie nach Hause kam — daran ist kein Wort falsch! Und dabei mußte der Alte sich ja wohl auch bescheiden.

Was da kommen mochte, es trug sich nun alles so leicht, so leicht; denn Santi Praga war ihr nahe, und sie allein, sie ganz allein wußte um sein Geheimnis. Nicht einmal seine Brüder ahnten davon! Das war's, was sie froh machte.

Und nun harrte sie mit ihrem heimlichen Glück der Dinge, die kommen sollten.

— — — — — — — — — — —

Drei Tage später kam ein Trupp Menschen

die Dorfstraße daher. Viele Kinder waren dabei, viel offene Mäuler und maßlos erstaunte Augen. Vorne gingen zwei Karabinieri, und zwischen ihnen redete der Großvater Zara mit Mund und Händen in Zorn und Beteuerungen sich hinein. Und nicht lange, so traten die drei Männer über die Schwelle; die Polizeisoldaten natürlich bewaffnet — etliche Kinder drängten ihnen nach mit langen Hälsen und weiten Augen. Die Schutzleute waren zuerst in dem Hause der Praga gewesen: Der Santi sei entflohen.

Der Santi entflohen?

Wie hat das geschehen können?

Recht hat er getan!

Warum?

Er ist unschuldig!

Wo ist er?

Wüßten wir's, so wären wir nicht hier!

Hundert Fragen flatterten durcheinander.

Gesehen hatte den Santi keiner.

Im Hause Beatrice Zaras wiederholte sich alles genau so und mit dem gleichen Erfolge. — — —
— — — — — — — — — —

Es vergingen Wochen.

Droben zwischen den Gipfeln und Schroffen saß Santi Praga, der Einsiedler.

Kein Auge hatte ihn gesehen, seit er die verwaiste Höhle des Bruders Girolamo zur Bergrast sich erkoren.

Er hatte erwogen, ob er Schmugglern den Weg kreuzen, Zöllnern auf ihren Spürpfaden begegnen sollte. Nein! Die Gipfeleinsamkeit und die Kargheit der steinichten Öde mochten ihn erst entstellen zur Unkenntlichkeit!

Er sprach mit dem Winde, der an den Zacken sich schnitt und aufschrie; er sprach mit dem Gekreuzigten, den der andere Bergbruder in der Höhle zurückgelassen hatte, als er der trostlosen Stätte Valet sagte — er redete oft stundenlang laut mit sich selber oder mit den Steinen; denn er fühlte, wie alles in ihm verkümmerte, was an Frohmut und Jugend in ihm gewachsen war — und in ihm wuchs ein wilder, blutlechzender Haß und eine Sehnsucht nach Rache gegen Capobianco; denn dieser Narr, dieser Jämmerling hatte ihm sein Leben zertrümmert.

Tagelang lag er in der Bergsonne und ließ sich rösten, ausdörren wie ein Fisch, den sie aus dem silbernen See auf den dürren Sand geworfen. Seine Haut ward runzelig, seine Wangen verfielen, der Bart wuchs ihm wild um das Kinn, die Haare hingen sturr und strack um Stirn und

Schläfen und hinab in den Nacken. Ein Monat hatte hingereicht, ihn so zu entstellen, daß nur der ihn erkannt hätte, der Santi Praga in ihm vermutete.

Ein fremdes heißes Feuer glühte in seinen Augen; das wuchs, je qualvoller er die Pein seines Daseins empfand.

Jäher als zuvor brannte ihn der Gedanke, daß Merceda Finotti nun wohl gar Carlo Paolis Weib geworden —

Ach, Weib oder nicht, war es nicht das gleiche? Verloren für ihn — verloren!

So rangen in ihm Sehnsucht, Groll, Rache, Liebe und Hunger und loderten in ihm vereint als eine höllische Pein, in der er oft so qualvoll aufstöhnte, daß das Echo zwischen den Zacken davon aufschrak und wild um die Schroffen fuhr.

Brombeeren waren seine Nahrung; da und dort, von Vögeln ins Gestein getragen, wuchs ein Feigenbaum, dessen Früchten er notdürftige Reife wünschte. Er verfolgte mit seltsamem irrlichterndem Glanz in den Augen den Flug der Vögel, suchte ihre Nester und entnahm ihnen die Eier. Oft in der Sonne des Mittags lugte er hinter den Steinschroffen hervor und prägte den Standort der Edelkastanien sich ein, damit er in

den schwarzblauen Herbstnächten gehen könne, reife Maronen zu sammeln für die weißen Tage des Winters. Er mußte zu Bäumen hinabschleichen, die reichlich fern von den Siedlungen der Menschen und ferne von den Pfaden der Schmuggler standen. Es gab deren nicht viele auf der Höhe.

Der Quell, der eine halbe Wegstunde droben aus dem Spalt rann, ward dünner um diese Zeit, da das Jahr am heißesten war; denn die Sonne trank davon; und eines Tages tropfte er nur noch — das Auge des Bergriesen, der in der Sommerglut verzagte. Dann glühten die Steine ringsum.

Oft in der brütenden Stille des Mittags, durch die auf dieser Felsenhöhe nicht einmal ein Insektenflug sich fand, verirrten sich seine Gedanken. Dann scharrte er Erde aus einer Felsrunse und legte sich eine Handvoll auf die Stirn. Oder er lud sein Gewehr, wenn er den braunen Bergweih daherstreifen sah — nicht etwa, um den schwingenfrohen Segler herunterzuknallen, damit er sich an seinem Fleische stärken könne, — nein, weil er ihm sein grenzenloses Reich und seine blühenden Tage neidete . . .

Allein immer senkte er den Lauf, noch ehe der

Finger um den Abzug sich gekrümmt hatte; denn mit dem eisernen Munde des Rohres hätte er Capobianco herbeigerufen, den Narren, der in dieser Einsamkeit König war . . .

Und an diesem Narren und seiner Freiheit maß Santi Praga sein Elend. Da sah er: sein Jammer war grenzenlos!

Und wie die Früchte reiften an den Ästen der wilden Feige, so reifte in ihm der Entschluß, Capobianco zu töten für seinen Verrat.

Von Stund' an bekamen seine Tage einen Inhalt: mit grausamer Lust malte er sich aus, wie der spinnenfingrige armselige Zwerg sühnen sollte, was er an ihm getan.

Aber noch nicht heute und morgen wollte er hinab zu jenem in die Kapanne — nein, dann wären seine Tage wieder in dem goldenen grauenhaften, unerträglich jähem Gleichmaße dahingeflossen, in dem auf nichts zu warten war als auf die Nacht. Und die Nächte umhingen ihn so qualvoll dunkelblau, hatten die Sternenjacke an, und war doch nichts in ihnen als das Harren auf den Morgen.

In einer dieser Nächte geschah etwas Wunderbares. Zuerst rann plötzlich ein Bächlein weißer Kies durch die Zacken. Dann war wieder die

Stille einen Augenblick. Und ein faustgroßer Stein stürzte von oben dem rieselnden Sande nach und rannte im Lauf an die Kanten, sprang empor und sauste weiter . . .

Santi Praga erhob sich von seinem Lager, das er im Winkel der Höhle aus Halmen und verwehtem Laub zusammengetragen hatte. Er griff nach dem Gewehr. Der Hahn knackte. Es knirschte im Sande vor dem Einschlupf zur Höhle. Aus der dunkelblauen Finsternis in der Felsenkammer ließ nur ein Stück Himmel sich sehen. Das leuchtete um Sonnenuntergang wie geschlagenes Gold; und manchmal schwamm die Barke des Mondes dort vorüber. Als eine Scheibe von blauem Glas, die matt überlaufen war vom Silber des Lichtes wie die Rückseite eines Spiegels, stand in dieser Stunde der Ausschnitt des Himmels vor der Pforte: dann zerbrach das Glas; ein Schatten glitt empor . . . aber der Kies des Pfades knirschte ja doch, und es waren auch Füße in der Lautlosigkeit der Nacht, Füße die durch Stein und Sterne sich tasteten. Und Santi Praga hob das Gewehr zur Wange — so leise tuen die Tore des Todes sich auf —

„Santi Praga!"

Man rief seinen Namen.

Aufjauchzen hätte er mögen beim Klang dieser Stimme . . .

Er lauschte — eine Freude drängte sich in seine Augen —

Und noch einmal —

„Santi!“

Da fand er den Klang in seiner Erinnerung — das war die Stimme Beatrice Zaras.

Aufspringen — ihr entgegenfliegen mit gebreiteten, mit weit gebreiteten Armen — sie umfassen und emporschwingen, daß das Gewölbe über ihm krachte — so ward ihm zumute! Ein Mensch! Ein Mensch! . . . Aber die raubtierhafte Grausamkeit, die er genährt hatte, daß sie alles aufgefressen, was in ihm wild gewesen war — diese Grausamkeit deckte die Freude auch jetzt wie die schwarzblaue Gewitternacht die Abendröte und löschte sie aus.

„Willst du die Sbirren auf meine Fährte lenken?“ herrschte er das Mädchen an.

„Die Häscher dir nachzuschicken, dazu hätt' ich nicht selbst zu kommen brauchen! Sehen wollt' ich dich, Santi! Denkst du, mir ist nicht bange nach dir?“

Er schlug Feuer und legte die Glut in ein Häuflein Laub und dürres Reisig; dann kniete er hin

an den Stein und blies die Glut in den Zunder; da ward sie Leben, und die Flamme stieg . . .

Währenddem lehnte Beatrice Zara bleich wie eine Büßerin am Eingange der Höhle und starrte Santi Praga an. Sie hatte sich ausgedacht, daß sie ihn lachend anschauen würde und umdrehen — den Einsiedler vom Berge, und er sollte einstimmen, das Herz voll sommernächtlichen Glücks; und mit diesem Glücke wollten sie den Morgen heranwachen oder gemeinsam sich in die zweite Nacht hinüberträumen.

Und nun kam das so!

Santi Praga stand neben dem Brande — nicht mehr ein Verkleideter, nein, ein weltflüchtiger, hohlwangiger Büßling, ein zermarterter Einsiedler, dem der Tod Freund heißt und dessen Hoffnung das Sterben ist!

Er strich sich mit der Hand über die Stirne, strich sich die wirren Haare ins Gesicht und sah sie an. Fieberheiße Augen glühten ihr entgegen; und als sie sich bewegte und sich ihm nahte, fühlte sie, daß ihre Knie zitterten. Alles, was sie in den vergangenen Wochen zwischen Furcht und Hoffnung, im Traum und im Wunder ihrer großen närrischen Liebe gebaut hatte — alles stürzte in ihr zusammen! Die Mühsale des nächtlichen

Wanderwegs zu Berge, während welcher sie ein paar Strecken also in der Nachbarschaft des Todes geschritten war, daß sie seinen Odem kalt um ihr Herz wehen fühlte, wie hatte sie diese Mühsale niedertreten können? Welch' wilde Kraft hatte um diese Mitternacht sie erfüllt, daß sie Leben und Sterben besiegte? Und welche Stunde hatte ihr den wahnwitzigen Einfall gegeben, in die blausammetene Finsternis der Höhen zu klettern und dem Irrlicht ihrer Liebe nachzulaufen? Leuchtete dies verrückte Licht ihr nicht ins Sterben?

Ein ganzes Heer von Gedanken war in den zwei Minuten wachgeworden, seit sie neben der Pforte lehnte — die grinsten sie an, die höhnten sie, die flüsterten ihr Dinge ins Ohr . . . Aufschreien hätte sie mögen, und mußte doch hinhören . . . und alles, was sie redeten, das galt diesem Santi Praga, der nicht wert wäre, daß sie ihn auch nur im Traum auf ihrem Bettrande sitzen ließe!

Nun fürchtete sie sich vor dem Manne, den sie lieb hatte. Nein, in dieser Stunde entsetzte sie sich vor ihm und sagte: „Soll ich lieber wieder gehen, Santi?"

„Nein, du sollst bleiben, bis es dämmert. Es

ist leichter, in der Nacht emporzusteigen als hinab. Bist du müde?"

„Nein."

„Hungrig?"

„Ja."

„Ich kann dir nichts zu essen geben —"

„Ich habe vielerlei im Korbe: Brot, Käse, Fleisch —" sagte sie.

Er ließ sie nicht ausreden, kniete hin neben den Brand, der nun seine roten zuckenden Scheine durch die Höhlung warf, schob den Deckel von dem Weidenkorbe und erraffte mit beiden Händen, was er erraffen konnte. Mit diesen beiden zitternden Händen hob seine schauerliche Gier zum Munde, was er so lange entbehrt, seine Zähne gruben sich hinein, und er schlang hinab, was da war.

Es ist ein Tier in ihm, dachte Beatrice Zara; sie saß auf seinem Lager, er aber hockte am Feuer — in seinem braunen zottigen Fell — und sah sie nicht an; denn er fraß.

Die Kühle der Höhle kroch über das Mädchen, nur die Pulse ihrer Schläfen hämmerten noch immer, und die Gespenster des nachteinsamen Aufstiegs hatte sie in ihrem Herzen mit hereingetragen — sie schauerte ganz in sich zusammen auf dem harten Lagerrande; aus den Winkeln

ihrer Augen sah sie Santa Praga, der am Feuer hockte wie ein Hund, und seine Gier krachte mit den Zähnen.

„Ich will gehen," stammelte sie; denn die Furcht hatte sie erfaßt, er möchte, gesättigt, seine Arme um sie schlagen und sie an seiner Brust zerpressen. Einst hätte sie auch das gepriesen als ein glückseliges Los, damals — als Santi Praga ihr ferne blieb um die Merceda Finotti. Nun bereute sie, daß sie zu Berge gestiegen, und nur der eine Wunsch erfüllte ihr Herz: so, wie er heute war, möchte ihr Santi Praga nie mehr begegnen.

Sie hatte sich erhoben und wollte leise hinausgehen. Dabei mußte sie die Arme vor sich hinstrecken und sich durch die Dunkelheit tasten; denn das Feuer war niedergegangen, und es hing nur noch ein versickerndes Leuchten in der Höhle.

Er kroch hinter ihr vorüber und kroch an sein Lager.

Eine kurze Frist blieb sie stehen — da hörte sie, wie der Schlaf über ihn kam und wie er — fast im Augenblick, in dem er sich hingelegt hatte — in tiefen Zügen atmete.

Da trocknete sie sich die Augen und fand sich hinaus — die Nacht schien ihr hell gegen die furchtbare Finsternis da drinnen!

Wie sie sich umschaute, bemerkte sie die sil-

bernen Schleier des Mondes, die um die Gipfelzacken des Bergsaumes hingen. Und gleich darauf tauchte die klare Lampe empor und leuchtete ihr den Hang hinab.

Sie fühlte nicht die harten Steine unter den brennenden Füßen; fühlte nicht, daß der Schweiß ihr eiskalt aus der Stirne rann und auf dieser Stirne verrauchte in die silberklare Gipfelnacht wie Wasser auf feurigem Eisen . . . nein, nein — und wären die Beschwerden dieser heißatmenden Bergesnacht blutrot gewesen, als ein Segen überkamen sie ihr Herz. Oder wie die Wetter, die das gebrannte Sommerland schlagen.

Aber als sie in das einsame Haus am Berge kam, brach sie unter ihrem Jammer am Herde zusammen.

— — — — — — — — — — —

Früher als Beatrice erwachte in der Dunkelheit ihres Hauses, vor der die Läden lagen, so daß der Tag nur die Spitzen der Finger in die Risse klemmen konnte — früher als Beatrice Zara erwachte Santi Praga droben im Berge. Und da er die Augen öffnete, träumte er: seine Höhle habe eine goldene Tür . . . das kam, weil der Tag draußen goldklar vor dem Eingang lehnte. Unwillkürlich schloß der Träumer seine Augen — der holde

Wahn sollte eine wonnige Minute lang stehen bleiben, das Gefühl der ersten tiefen glückseligen gesättigten Rast seit Wochen sollte so zwischen Traum und Wachen genossen werden . . .

Aber die Reue kam und schlug alles entzwei — Scherben hörte er klirren . . . und er legte seine Hände über das Gesicht und stöhnte in diese Hände. Wenn er die Reue besiegen könnte! Wenn er . . . Er hielt den Atem an — Wenn er diesen tierhaften Trotz, diese wilde Grausamkeit erwürgen könnte, die ihn anfielen, sobald er Beatrice Zara sah! . . .

Und jetzt erst kam ihm der Gedanke an das Glück, das sich in dieser Nacht zu ihm gefunden hatte! Ganz langsam richtete er ein wenig auf dem Lager sich empor und suchte aus tastendem Erwachen nach dem Mädchen. Noch schwammen in ihm Tag und Traum, Furcht und Hoffnung durcheinander . . .

Wenn sie noch da wäre! Wenn seine brennenden Sinne ihn genarrt hätten, daß sie von ihm geflohen in bleicher Enttäuschung! — Und doch: alles war Wahrheit.

Da sank er auf das modrige Laub zurück und schloß die Augen, auf daß es nicht völlig Licht werde in seinem Geiste.

Dann war ihm, als sollte er hinaustreten auf eine der Felsschroffen, seine Hände um den Mund legen und ihren Namen hineinrufen in das klingende Gold des jungen Tages . . . Zu spät! Aber er kannte Beatrice Zara und die Hartnäckigkeit ihrer Liebe zu genau — sie wird wiederkommen, dachte er, einmal, viele Male! Sie wird kommen, solange ihre Sehnsucht sie zwingt . . . Er wußte, diese Liebe ließ von sich fordern, was seine Torheit und grausame Lust ersann, alles, alles! So war es bisher gewesen und so würde es bleiben! Wie schon die Sonne in die Poren der Erde sickert, wenn diese Erde noch zittert unter verhallendem Wetter, so rann Santi Pragas Erkenntnis über sein Herz. Sie wird wiederkommen, jauchzte dies Herz; und seine Sinne nahmen sich vorweg die blöde, verschlingende Lust, mit der er in dieser Nacht über den Speisen gehockt hatte.

Und die goldene Tür vor der Höhle blieb stehen — noch lang in sein Träumen hinein. Doch auch in dieser Stunde, in der er eines Zustandes sich bewußt ward, der beinahe so aussah wie das Glück — auch in dieser Stunde konnte er das Leuchten dieses Glückes nicht ertragen . . .

Seine Gedanken begannen umherzufliegen wie am Tage seine Sehnsucht über den uferlosen

Berghängen ... Warum hatte er die Wochen her kaum einmal ernsthaft an Beatrice Zara gedacht? ...

Warum?

Da trat aus der Nacht, die über seinen Augen lag, das Antlitz Merceda Finottis. Durch Sturm und Stille, durch Tag und Traum hatte es zu ihm sich finden gelernt und hatte der Erinnerung an Beatrice den Weg vertreten. Er rief sie nie, und doch — wie Himmelsehnsüchtigen das Bild der Gottesmutter oder ein frommes Gesicht im wunderlichen Lichte ihrer Träume aufgehen mag, so war sie allstündlich vor ihm gestanden, die vom hohen Licht.

Und auch jetzt wandelte sich die Erinnerung an die Nacht und Beatrice Zara: wie im Nebel verschwand die Kleine, Unscheinbare, und es blieb die hohe Gestalt der andern vor ihm stehen in einem Glanze, der war des Himmels — der andern, die nun das Weib Carlo Paolis geworden war.

War sie Carlo Paolis Weib? ...

Seine bunten Träume von einst begannen wieder zu steigen und stürzten in Trümmern durcheinander ...

Warum hatte ihm Beatrice in dieser Nacht nicht einmal von Merceda gesprochen? Ah, vielleicht,

weil der Priester die Hände der beiden noch nicht ineinandergelegt hatte? Weil am Ende doch noch ein Weg für ihn offenstand, den ihre Eifersucht ihm verheimlichen wollte? Warum hatte er wie ein Tier über die Nahrung sich geworfen, die sie ihm gebracht? Und warum geschlafen? Was hätte er in dieser Stunde aus ihr herausfragen können! Dann wäre die Qual erstickt gewesen, an der er die Wochen her siech geworden!

Und die Reue schlug ihn mit heißen Peitschen. Da sprang er vom Lager und irrte hinaus in das blendende Licht.

Wie einer, der aus dem Grab erstanden, lief er um die Felsenzacken — einer, der von ungefähr hereingeglitten war und nun keinen Pfad in die Freiheit fand aus diesen hundert steinerenen Säulen heraus, die um ihn starrten.

Wilder als alle Qualen der Bergwochen, deren jede ihn dem Tod um einen Meilenstein näher geführt — wilder fiel ihn nun die Pein an: Merceda Finotti wär' am Ende noch gar nicht des andern! Und ein Haß richtete sich steil auf in seinem Herzen und in seinen Augen gegen Beatrice Zara, die ihm verschwiegen hatte, wonach alle Sehnsüchte seiner Seele schrien! Da fiel es ihm ein — —

Capobianco!

Den einen Dienst sollte er ihm noch erweisen, ehe er den Verrat ihm bezahlte!

„Capobianco!“

Als hätt' er Land gesehen, der schiffbrüchige Mann, der auf dem wracken Fahrzeug im Meere des Lebens trieb, so rief er diesen Namen. Fast schrak das Echo darüber empor, das so leise schläft in diesen himmeleinsamen Höhen; und wenn es wachgeworden, spielt's eine Weile Verstecken, läuft um die goldenen Steine und rennt — wie Verräter — hinaus zu den Menschen. Aber es rührte sich nur im Schlummer und sank verschlafen zurück in das graue Steinbette. Bis es einmal der eiserne Mund eines Gewehrs wachschrie, der einem Lebendigen Feuer ins Herz spuckte . . .

Leiser als Santi Praga gekommen, schritt er den fußbreiten Pfad zwischen den Steinbrocken zurück. Pfad? Wenn einer Pfad nennen will, was die Regenwässer sich getreten, während die Bergnebel über die Gipfel sich wälzen! In den novemberbangen, triefenden Tagen. Einer Leiter war's ähnlicher als einem Weg, und kletterte von dieser Seite zwei Haus hoch fast steilrecht zwischen den Steinen empor.

Er kam zur Höhle und schaute sich um, ehe er hineintrat. Hinter einem Felsblocke hatte er das Gewehr des alten Zara verborgen. Er prüfte es — der Hahn knackte, der Abzug schmiegte sich in den gekrümmten Finger, hart schlug der Hahn in den eisernen Schlaf zurück.

Santi Praga dachte an den armseligen Gesellen in der Kapanne — dies Eisenrohr, das er jetzt in den Händen wiegte, sollte es dem Weißkopf einst sein bißchen Leben ausblasen?

Immer, wenn er an den Narren dachte, dessen halbe Sinne doch mächtig genug gewesen waren, Santi Pragas ganzes Leben aus seiner Bahn zu drängen — da ging ein wildes Licht an in seinen Augen. Auch jetzt. Aber seine Gedanken rannten durcheinander wie die Brocken einer Steinlawine im Felsenkar — er barg das Gewehr hinter den Block und preßte die Hände gegen die Schläfen; denn in diesen Händen hatte das eiskalte Eisen gelegen, bis sie starr waren. Aber das brennende Hirn konnten sie nicht kühlen. Von dem Himmelspförtner mit dem silbernen Scheine taumelten seine Gedanken zu Beatrice Zara . . .

Warum hatte sie in der Nacht kein Wort von dem närrischen Hirten gesprochen? Sie hatte überhaupt in zitternder Verschwiegenheit auf dem

Laubhaufen gehockt und ihn angestarrt wie einen Fremden! Wollte man ihn verfolgen? War sie auf Kundschaft gekommen? Vielleicht hatte sie längst Kapanne und Lager mit dem Zwerge geteilt und wollte nun den Sbirren den Weg weisen, daß sie den Berg von dem Totschläger Santi Praga befreiten? . . .

Es war in dieser Morgenstunde wie all die Tage vorher mit ihm — sein Verstand war ihm weggekommen, und nun rannte er hinterdrein, ihn zu suchen. Wußte aber nicht, daß es der Verstand war, den er finden wollte.

Darüber lief er wieder aus der Höhle. Seine Blicke flackerten vor ihm durchs Geröll. Er lief mitten in der Schar seiner Gedanken umher. Die waren um ihn wie ein Heer Stare um den deutschen Herbsttag. Er dachte, es müßte ihm gelingen, einen festzuhalten, nur einen. Da griff er in die Luft; als er aber seine Hand langsam öffnete, war sie leer.

Also lief er einen halben Tag zwischen Zacken, Himmel und Hunger umher.

Auf einmal stürzte sich ein Gedanke auf ihn, der peinigte ihn wie mit scharfen Fängen . . . wenn jetzt ein Mensch käme, der würde ihn erkennen! . . .

Und warum sollte keiner kommen? Capobianco

hatte ihm das Leben zerschlagen, daß es in hundert Rissen klirrte — warum sollte er nicht auch sorgen, daß es in Scherben gehe? Und Beatrice Zara! Die durch diese Nacht zu ihm gelaufen mit einem Herzen voll Liebe, und die von ihm gegangen, ohne ihm ein Wort oder einen Blick zu lassen? . . . Da ward es ihm: Das Mädchen sei im Dunkel der Nachmitternacht gar nicht den Berghang hinabgeirrt — es sei überhaupt nicht allein gekommen, sondern Capobianco sei der Führer gewesen und habe draußen zwischen den Steinen sich verborgen.

Mit diesem verrückten Einfall irrte er in seine Höhle. Er preßte die Stirne gegen den kalten Stein. Er wühlte in der Asche, suchte am Herde, durchsuchte die Höhle — der Hunger fraß in ihm. Da schob er den Rest einer Brotrinde zwischen die Zähne, schlang ihn hinab und griff in einen Spalt im Gestein. Er nahm den Bart heraus, den er während der ersten Tage nicht vom Gesicht getan und drückte ihn zum Überfluß gegen Kinn und Wangen. Und war doch ohnedies struppig wie ein herrenloser Hund. Der Bart reichte ihm fast bis an den Gürtel. Moder hing darin.

Und dann langte er die Flinte aus dem Versteck, drückte eine Patrone in den Lauf — die drei,

die er aus der Hütte der Zara entwendet, trug er im Wachen und im Schlaf im Sacke der Kutte, und diese Kutte hatte er während der langen Wochen nicht eine Minute vom Leibe getan.

Und diesmal schritt er mit dem Gewehr in der Faust davon.

So hoch und so in sonnenzitternder Klarheit wandelte er — es war ihm, er könnte schauen von den Toren der Sonne im Morgen bis zu dem Rosengarten im Abend, zu dem sie einging zum Schlaf nach der blauen Himmelsreise. Es war niemand in der Welt außer ihm. Und so kam er zu Capobiancos Kapanne.

Der Roßhirt saß auf einem Stein und löffelte Stutenmilch aus dem Melkeimer, den er zwischen den Knien hielt.

„O," sagte er und starrte ihn an; dann verzog sich sein welkes Gesicht zu einem vergnügten Grinsen: „Ein Bergbruder, der mit einem Mordgewehr umhersteigt!" Und sein Grinsen lief immer breiter; denn nun würde er wieder einen Genossen haben in der Gipfelstille, wo die Tage standen wie eine staubige Wanduhr. Aber einer mit einer Flinte? Nun — war auch nicht zu verachten, ein solcher!

„Capobianco!"

„Kennen willst du mich auch?“ fragte der Weißkopf aus seinem froschäugigen Staunen.

„Ja.“

„So sag', wo wir zwei uns schon begegnet sind!“

„Zuletzt — als du mich zerschlugst wie einen alten Topf —“

„Könnt' mich nicht entsinnen.“

„So will ich dir helfen, Narr!“ sagte Santi Praga.

Wenn er vor der Höhle darüber gesonnen hatte, wie er dem Narren die Seele foltern wollte, so war die Wut über ihn gekommen und hatte ihm zugeraunt: Auch das Herz! Reiß es ihm aus und reiß es in Stücke! Was liegt Gott und der Welt an solch einem Narren! Nun war die grausame Lust wieder da: — es war Santi Praga, als müsse er sich sattrinken in dieser Stunde an dem Blute dieses Armen!

Wie er ihn die warme Milch löffeln sah, erfaßte ihn die Gier, die ihn gestern über die Speisen sich hinwerfen hieß —

„Schaff Milch!“ sagte er.

Der Roßhirt verlor sein Gleichgewicht nicht. Er dachte noch ein wenig an die vorigen Worte

und an den alten Topf. Und da er sie nicht verstand, beschied er sich —

„Milch? Was läßt du mich dabei verdienen?"

„Nichts."

„Warum nicht?"

„Weil dir nur eines fehlt."

„Das wäre?"

„Der Tod."

„Mit dem scherzt keiner, Gevatter!"

„Ich auch nicht," sagte Santi Praga und riß den falschen Bart vom Gesicht. Dann sah er Capobianco an — aus welchen Tiefen leuchteten diese heißen, rächerischen Blicke herauf!

Aber der Weißkopf erkannte ihn nicht — noch immer nicht. So hatten die Wochen mit ihrer Qual Santis Gesicht zerrissen! So hatten sie hineingeschrieben eine Geschichte von dem entsetzlichen Leid des Ausgestoßenen, des Mörders, der an seiner Schuld und seiner Rachgier schleppte... und an seiner Einsamkeit, in der Schuld und Qual wuchsen zu Bergen.

Einsamkeit ist der Born zur Genesung — wenn einer darüber zu Gott oder zu sich selber finden kann... Aber Santi Praga saß allein mit seiner Sünde.

„Hui!" erschrak der Roßhirt; sein Kürbis-

kopf ward ihm vom Schrecken in den Nacken gedrückt. Und das Staunen stand ihm zwischen den Zähnen; darum konnte er den Mund nicht schließen.

Das Lachen war längst ausgelöscht auf seinem Gesicht. Er starrte unentwegt den neuen Bergbruder an. Aber er kannte ihn nicht. Doch, es stellte sich in diesem Augenblicke etwas ganz steil zwischen ihn und den Fremden . . . Wer da herauf kam war dem Stutenmelker Freund und Bruder ehe noch ein Name genannt worden — aber dieser da? „Vor dem Hauche seines Mundes gefriert einem das Herz,“ dachte Capobianco und fing an, sich zu besinnen, wie er des Genossen wieder ledig werden könne.

Nachdenklich schritt er bis zur Schwelle seiner Hütte; neben der Stiege stand ein irdener Napf, aus dem das Hündlein fraß. Er nahm den Napf auf, riß ein Büschel gedörrtes Gras aus der Erde und reinigte das Gefäß damit notdürftig. Dann goß er Milch aus seinem Eimer hinein und reichte es Santi Praga.

Und Santi Praga setzte den Scherben an die Lippen und schlürfte ihn leer. Capobianco aber schaute an ihm empor und sein Herz erschauerte vor der Gier dieses Mundes. Dann ließ er seine

Blicke an ihm herumlaufen; denn er konnte die Dinge, die er in diesen Minuten wahrgenommen, noch immer nicht deuten . . .

„Bist du lange unterwegs gewesen?“ fragte er.

„Seit Wochen in der Höhle des Fra Girolamo!“ sagte Santi Praga und gab den Napf zurück.

„Unmöglich“ —

„Warum unmöglich?“ In Santi Pragas Augen stieß ein Sturm, und die Lichter, die darin standen, wehten wieder und warfen zuckenden Schein.

„Nun,“ antwortete Capobianco, „da hätt' ich dich einmal gesehen. Warum lügst du? Hab' ich dir nicht Milch gegeben?“

„Es ist wahr, was ich dir sage.“

„Dann mußt du eine schwere Sünde büßen.“

„Warum?“

„Du hättest dich sonst nicht so kasteit . . . Ich kann mir etwas besseres denken als: das Herz langsam sich herausreißen . . . Warum bist du nicht früher zu mir gekommen?“

„Weil ich's nicht eilig hatte mit dir.“

„Was soll das heißen?“

„Du entgehst mir nicht!“ sagte Santi Praga. Scheiben hätten anlaufen müssen von diesem Worte.

„Mensch, du machst einem ja bange vor dir! Und ein frommes Gesicht hast du auch nicht“ . . .

Capobianco setzte verängstigt den Eimer zur Erde; der stürzte um, und der Rest der Milch ergoß sich über die Steine.

Santi Praga aber schritt einen kleinen Steinwurf weit weg von seinem Opfer. Währenddem trieb seine Angst den Hirten auf die Felsplatte. Er legte die Hände um den Mund und schrie einen Ruf aus seiner gequälten Brust, der zerriß die Bergstille in hundert Stücke.

„Halt!“ rief ihm Praga zu und setzte das Gewehr in Anschlag. „Wenn du noch einen Laut von dir gibst, knall ich dich herab . . . Wie steht das um Merceda Finotti?“

„Sie hat vor drei Tagen Hochzeit gehalten!“

„Mit Carlo Paoli?“

„Mit dem.“

„Was sagt sie von Santi Praga?“

„Daß er ein armer Narr ist, den seine Liebe um den Verstand gebracht hat.“

„Wo ist Santi Praga?“

„Im Gefängnis.“

„Bist du froh darüber?“

„Natürlich bin ich's! Denn nun werd' ich sein Mädchen heiraten.“

„Bist du schon so weit mit ihr?"

„O nein. Sie mag mich nicht."

„Wann wird sie dich mögen?"

„Wenn alle den verrückten blutdürstigen Santi verachten. Der ist ein Hund, sag' ich dir, und ist nicht wert, daß ihn die Sonne bescheint."

„Capobianco, wenn du's fertig gebracht hättest, die Beatrice Zara zu freien — da hätt' ich noch eine Weile zugesehen; das Ding wär' lustig gewesen. Ich bin Santi Praga. Denkst du, du hast von mir anderes zu erwarten als das Sterben?"

Da hub Capobianco ein schauerliches, stammelndes Lachen an, bei dem sein welkes Gesicht zum Weinen sich verzerrte. Er wollte auf der Felsplatte niederknien, wollte seine Arme erheben und um Gnade flehen, aber seine Glieder versagten den Dienst: starr wie eine Steinsäule blieb er auf seinem Platze. Die Falten um seinen breiten Mund und auf seiner Stirn schlugen sich tiefer: die Todesfurcht pflügte Furchen.

Endlich riß die Angst ihm die Lippen voneinander, und ein wildes Schreien lief darüber hinweg — so entsetzensvoll, daß es an den Hängen gehört werden mußte. So kläglich, daß die streichenden Patrouillen der Zollwache auf ihren steilen Pfaden anhalten und lauschen mußten.

Santi Praga riß das Gewehr an die Wange… Ein Rauch quoll auf.

Ein Schuß krachte.

Capobianco stürzte in seinem Blute zusammen.

Da schnellte — eine schwarze rollende Kugel — der Spitz des Hirten über die öde Hochfläche herüber, wo er bei den zerstreut grasenden Tieren gewacht hatte, und sprang mit wütendem Gebell an dem Mörder empor. Er verfing sich mit den Zähnen in der groben Kutte. Santi Praga schleuderte ihn von sich und schlug mit dem Gewehr auf ihn ein. Winselnd verröchelte das Tier.

In weiten Sprüngen entfloh Santi Praga in der Richtung der Höhle.

Bald verbargen ihn die aufragenden Felsblöcke den Augen der Zöllner, die nun doch über den Weideplatz herüberkommen mußten; denn sie waren von dem Knall und dem Gebell gerufen worden. Und im Fliehen hob Santi Praga das Gewehr — wie ein Wurfspeer fuhr es durch die goldene Luft und schlug klirrend in die Steinschroffen: sprungweise sauste es hinunter in die Gründe. Kaum je konnte es dort von einem Menschen entdeckt werden. Weiter als eine Wegstunde lag die Höhle Santi Pragas von der Kapanne des getöteten Hirten entfernt. Kein Pfad

war getreten, der die Zöllner auf die Fährte hätte locken können.

Und doch hockte der Mörder bis tief in die Nacht vor dem Eingange zu seinem Felsenneste und atmete leis und lauschend, ob ein Rufen herüberdringe, das ihm verriete: sie hatten den Toten gefunden.

Aber die Einsamkeit hing wie in den andern Tagen um die Zacken, und als es Morgen wurde, schrie der Felsengeier seinen pfeilscharfen Schrei — alles wie sonst.

So vergingen zwei Wochen.

Santi Praga hatte seine Höhle nur wenige Male um die Dämmerung des Morgens verlassen, ohne jedoch auf eine der Höhen sich zu wagen, von denen er sonst sehnsüchtig in das Menschenland hinabgeschaut hatte.

Die Nächte waren finster gewesen, und erst seit ganz kurzer Zeit hing wieder der Sichelmond in dem dunkelblauen Sammet des Sommerhimmels.

Eine kaum bezwingbare Gier hatte ihm geheißen, in einer dieser Nächte auf allen Vieren hinabzukriechen in die Nähe der Kapanne, ob er vielleicht ein verirrtes Schaf oder ein Stück Jungvieh träfe, von dessen Fleisch er leben könne; denn der Hunger zerriß ihm den Leib, und die

Haut schrumpfte ihm auf den Knochen. Aber noch waren Furcht vor dem Tod und Entsetzen vor seiner Tat gewaltiger als die Macht des Hungers. Wurzeln hatte er in den letzten Tagen kauen müssen, und das Laub des Feigenbaums war seine Nahrung gewesen, bis er eines Tages in tiefer Bergschrunde eine Kastanie entdeckte; in den stachlichten Schalen reiften die süßen Früchte, und während er sie am sanften Feuer dörrte, das noch in der Asche lag, übersann er, daß der Baum ihm für vierzehn Tage Nahrung geben würde.

Und dann?

Wieder drängte der Plan sich ihm auf, prüfend die Kapanne zu umschleichen. Wenn niemand den Schuß gehört hatte? Wenn noch kein Mensch nach dem Hutzelmännlein vor der Himmelspforte gesehen hatte? Dann konnte Santi Praga von der weidenden Bergherde sich so viele Stücke Jungvieh im Schutze der Nächte herübertreiben als er Lust hatte oder als er dachte, daß er durch die Tiere nicht verraten würde.

Aber so grauenvoll hatte das Bild jener Mordstunde seinen Sinnen sich eingeprägt, daß er die Fäuste in die Höhlen der Augen bohrte — es war ihm, als könne er es austilgen aus den heißen Spiegeln, hinter denen das Fieber saß — er zog

den Strick um seine Hüften fester; er legte sich auf das Laub und schlief einen Hungerschlaf.

Aber es war ein Gewirr von qualvollen Träumen in seinem Hirn, und er wachte auf von seinem markerschütternden Schreien. Und dann stützte er sich auf den Arm und lauschte, was da wäre . . . denn er hörte schlürfende Tritte, wenn der Bergwind am Gestein vorüberschliff, und er hörte das Nahen der Patrouillen, wenn draußen der Sand in den Runsen rieselte.

Um diese Zeit wälzte er große Steinstücke vor den Eingang seiner Höhle. So quälte ihn das Entsetzen vor der Sonne, die seine Tat gesehen. Nicht ein einzigmal war ihm die Erinnerung an jenen Kampf mit Cerulli gekommen, den er im roten Kar zusammengestochen hatte. Aber die Stunde um Mittag, in die Capobianco sterbend hineingesunken war, die blieb vor ihm stehen — die einzige, die nicht Flügel hatte.

Seit kein Taglicht mehr in seine Gruft rann, täuschte er sich oft über Nacht und Morgen. Er schlief die Tage hindurch und ließ des Nachts den Bergwind um seinen gepeinigten Leib streichen und das nahe Sterben fröstelnd darüberrinnen.

Der Mond rundete sich. Santi Praga war gegen Mitternacht wieder einmal hinausgekrochen

in das spärliche Berggras, dort wo der Hang am meisten zerrissen war und nie, weder von Paschern noch von Grenzwächtern, begangen wurde, — da erhob sich ein Geräusch als schnüre ein Fuchs durch die Felsenzacken.

Aber es waren Menschenfüße, die in fliegender Angst ihren Weg sich suchten. Und die Tritte wurden vernehmbarer. In anderer Zeit wäre er erschreckt hinter einen der Blöcke geflohen, sein Leben zu bergen vor dem Verfolger. Hah, dies Leben — nun galt es ihm nichts mehr . . .

Nichts?

O doch!

Merceda Finotti wollten seine Augen noch einmal sehen! Und weil sie ihn nicht lieben mochte, so sollte sie wenigstens in tiefem Mitleid seine Stirne mit ihren Händen streicheln und sagen: Armer Santi Praga! . . .

Der Wahnsinn flatterte um ihn, flatterte in ihn hinein. Er fühlte, wie sein Herz dem Furchtbaren entgegenschlug.

Alle seine Sinne richteten sich steil auf.

Die nahenden kletternden Füße vernahm er kaum mehr. Nur das eine dachte er: wenn sie ihn jetzt fingen, jetzt . . . er würde alles ruhig geschehen lassen, wenn sie ihm der einen Bitte Er-

füllung versprächen: führt mich zu Merceda Finotti, damit ich mit ihr reden kann, ehe das Letzte kommt.

Da erhob sich eine kleine dunkle Gestalt aus dem fließenden Lichte der Mondnacht. Einen Augenblick blieb sie stehen als ein Schatten in dem weißen Klingen der Nacht. Ein Schrei quälte sich über ihre Lippen — Beatrice Zara!

Und ehe es hell wurde hinter seiner Stirn, lief sie zu ihm, kniete sie neben ihm, und ihr heißer Odem zitterte ihm über die nachtkalten Hände . . .

„Santi Praga! Santi!"

„Warum kommst du?"

„Flieh, Santi Praga!"

„Fliehen?" Als wüßte er nicht, was dieses Wort bedeutet, starrte er sie an. „Fliehen? Vor wem?"

„Die Karabinieri sind in den Häusern gewesen und haben dich gesucht."

„Fliehen? Wenn ich vor mir selber fliehen könnte — dann, ja dann . . . Warum sind die Karabinieri gekommen?"

„Weil du Capobianco erschossen hast!" sagte sie mit einer Sicherheit, als wäre sie dabei gewesen, als die Tat geschah.

Er aber schnellte von seinem Lager im Berggrase wie eine getretene Viper —

„Capobianco erschossen?“

„Jawohl, du hast es getan!“ sagte sie fast ruhig; da brach er wieder zusammen und ihre Worte fielen ihm in den Schoß wie Steine. „Um ihn zu töten, hast du meines Vaters Gewehr mitgenommen. Ich weiß, ich weiß alles! Und warum solltest du nicht mit jenem abrechnen, der uns in diesen Jammer hineingestoßen hat? Wir wollen jetzt nicht darüber reden, Santi! Aber das sollst du mir sagen: was muß geschehen? Du hast einen Sommer lang in dieser Öde versonnen. Was hast du dir ausgedacht?“

„Nichts.“

„Ich habe alles bestellt, was daheim auf mich wartete . . . ich habe gedacht: ich kehre nie und nie mehr heim, denn wir wollen fliehen in dieser Nacht! Welcher Weg wäre, der dir nicht vertraut ist? Und wenn ich mir die Sohlen blutig, die Hände blutig laufen sollte — denn wir werden auf Füßen und Händen durch die Schroffen über die Grenze kriechen müssen — wir wollen beieinander sein! Zu zweien sind uns die Zacken nicht zu steil, die Schründe nicht zu tief — wir kommen hinüber! Am Tage verkriechen wir uns

wie die Tiere in den Spalten der Berge, und des Nachts — der Himmel hält uns des Nachts die Lampe. Komm Santi, komm! Ich habe Geld — durch Wochen, wenn wir wandern müßten, könnten wir unser Leben von diesem Gelde fristen. Komm, Santi!"

Er sollte aufspringen, wenn sie ihm diese Kunde brächte, hatte sie sich gedacht — reichte diese närrische wilde Mädchenliebe nicht hinaus über alle Berge und Gefahren der Erde? Und nun lag er da wie ein Sterbender. Sie erfaßte seine Hand, sie wollte ihn emporziehen von der tau-feuchten Nachterde — er regte sich nicht.

„Santi, ich verlasse dich nicht! Jetzt nicht mehr! Dein will ich sein, was auch kommen mag, nichts soll mich von dir reißen!"

„Merceda Finotti —" sagte er wie im Traum.

Da ließ sie seine Hand los. Als hätten sie ihre Ohren getrogen, starrte sie auf den Mund, der das Wort gesprochen hatte. Alles Mitleid riß dieser Mann aus ihrem Herzen; alle Furcht für ihn war gewichen . . .

„Denkst du noch an die, die nun den Namen des andern trägt?" fragte sie. Und die Worte versickerten in ihrem höllentiefen Schmerze.

„Ich werde immer an sie denken!"

„Santi Praga, bist du auch ihretwegen aus dem Kerker entflohen?“ Entsetzen war in ihrem Blick; ein drohendes Feuer brannte darin . . .

„Ich habe oft an sie gedacht,“ sagte er; „und ich dachte, ich käme noch früh genug . . . Aber ich weiß von Capobianco, daß sie des Zöllners Weib geworden ist.“

Sie ballte die Hände; ihre Zähne klirrten gegeneinander, sie stampfte die Steine mit ihren Füßen als träte sie unter sich, was ihre Liebe in Stücke schlagen wollte. Noch einmal raffte sie sich zusammen und hatte in ihrem seligen Wahne doch schon längst mehr getan als in der Kraft eines Weibes ist — noch einmal wendete sich ihr Herz ihm zu . . .

„So hasse sie; denn sie ist es, die dich in das Elend gebracht hat!“ schrie sie. „Willst du dich um dein Leben betrügen lassen von jener?“

Da umschlang er seine Knie mit seinen Armen, flocht die Hände ineinander und starrte sie an. Dann sagte er — und es klang, als käm' es aus weiter Ferne:

„Was redest du? Ich habe mich in diese tiefe Schuld hineingebracht! Ich habe mich betrogen um mein Leben und um mein Glück!“

Die Furcht für sein Leben aber schlug noch

wilder auf ihr Herz ein; die Worte sprangen ihr in zitternder Hast aus dem Munde —

„Komm, wir wollen alles wiederfinden, was dir verloren ist — fern, fern, in dem andern Lande! Willst du zaudern, ehe es zu spät geworden ist?"

„Es ist zu spät!"

„Nein, Santi, noch nicht! Aber morgen wird es zu spät sein!" Sie preßte die Lippen zusammen — allein das letzte Wort, das sie ihm verschweigen wollte, hatte sich schon an den Rand ihres Mundes gewagt . . . es war, als sähen Santi Pragas dürstende Augen, was dort lauerte —

„Warum ist es morgen zu spät?" fragte er. Da sprang sie zur Seite wie eine, die fliehen will; denn der Augenblick, der die Rettung bringen mußte, war gekommen. Wäre er ihr jetzt gefolgt, so hätte sie ihm verschwiegen, was in dieser Nacht sie emporgetrieben durch Klippen und Tod. Nun aber schrie sie ihm entgegen, was gestern der Tag gebracht hatte: „Deine Brüder sind von den Karabinieri gefesselt und abgeführt worden! Santi Praga!"

Er sprang empor — „Du bist von Sinnen!"

„Sie sagen: deine Brüder hätten den Verrat

Capobiancos gerächt und hätten ihn erschossen. Sie sind schmuggeln gewesen in dieser Zeit und können keinen Zeugen bringen, der sie gesehen hat. Über eine Woche sind sie von Hause fortgewesen — unter freiem Himmel hätten sie ihre Tage verschlafen, sagen sie; des Nachts hätten sie ihre Paschgänge getan. Keinem Menschen wären sie begegnet in jener Zeit, sagen sie. Man wird ihnen den Prozeß machen, Santi Praga; man wird sie in die unterirdischen Verliese schleppen, wo kein Strahl der Sonne hindringt und der Wahnsinn lauert."

Santi Praga wand sich auf dem Geröll wie eine Schlange, die von einem Steine getroffen worden ist.

„Siehst du, deshalb bin ich gekommen! Deinen Brüdern mag die Madonna helfen; denn sie wird nicht zusehen können, daß man Schuldlose einsperrt ein Leben lang. Sollt' ich nun aber daheim bleiben? Dir verschweigen, was ich wußte? Und dich verraten, Santi Praga, damit ich deine Brüder rettete? . . . Was ich tat, hat mir die Madonna im Traum eingegeben; denn ich sank in einen tiefen Schlaf, wie die Kunde gekommen war, daß die Karabinieri sie fortgeführt hätten. Zuerst überfiel mich ein Weinen — ich glaube,

Blut sind meine Tränen gewesen; und dann kam der Schlaf . . . Eine Nacht und einen Tag hat er gedauert. Eh' ich einschlief, wußt' ich nicht: liebte ich dich noch, oder — hatt' ich dich ganz verloren in jener Finsternis, die damals in deiner Höhle war. Damals! Oh, Santi Praga! . . . Aber als ich aufwachte und die Spuren meiner Tränen mich brannten, da wußt ich: es ist alles noch wie es war . . ." Und die Qual lachte zwischen ihre Worte . . . „natürlich! Alles wie einst!"

Santi Praga war emporgesprungen; eine fremde wilde Kraft fühlte er durch seine Adern pochen und ein fremdes wildes Schlagen in seinem Herzen. Es war ihm, als müsse er die Steinsäulen zertrümmern, die ihn umragten, und die Stücke die Hänge hinabschleudern, daß sie über Häuser und Menschen sich stürzten und zerschlügen, was ihnen im Wege stand.

Eine Weile verharrte er in finsterem Sinnen; dann erhellte ein drohendes Leuchten seine Blicke.

„Geh, Beatrice Zara! . . ."

„Wohin soll ich gehen, wenn nicht mit dir?"

Das war das letzte Beben ihrer Liebe; dann entsanken dieser blutroten Blüte die Blätter . . . ganz langsam, wie eine Mohnblume ausfällt unter dem Lichte der Morgensonne.

„Drei Tage zu spät bist du gekommen —“ knirschte Santi Praga.

„Warum?“

„Das hätt' ich nicht wissen dürfen, was du mir von meinen Brüdern berichtet hast . . .“

„Die Madonna wird ihnen helfen! Wann hätte der Himmel still zugesehen zu solch einer Ungerechtigkeit? Die Heiligen mögen helfen!“

„Ich muß helfen! Ich! Wer sonst, wenn nicht ich!“ Ort und Stunde waren längst vergessen vor der Wildheit des Augenblicks. Kein lautes Wort hatte die Gipfelstille vernommen die Wochen her. Immer nur geflüsterte Furcht. Nun aber stritten Wahn und Erkenntnis, Haß und Furcht, Tod und Leben miteinander, und die silberne Ruhe der Bergnacht erschrak, daß sie zitterte.

„Was soll denn geschehen?“

„Wenn ich meine Hände in Eisen schlagen lasse, so werden jene frei sein.“

„Santi Praga, wenn du das geschehen läßt — du wirst das Licht nicht wiedersehen!“ stammelte das Mädchen und sank in die Knie.

Vor einer Stunde, während sie von den Wegen und Wohnungen der Menschen fortschlich, da wußte sie einen Rat: aus dem Lande ziehen, — von jenseits der Grenze, aus dem Tirol heraus,

die Gerichte benachrichtigen und ihnen schreiben: „Ich war's, Santi Praga, der den Roßhirten auf dem Berg erschoß! Narren, die ihr seid! Warum ließet ihr mich Wochen hindurch in der Höhle des Bergbruders hausen und sahet nicht sauer dazu?" Aus der Handschrift mußte das Gericht erkennen, daß die Briefe echt waren; und aus ihrer Flucht mußten sie sehen, daß ihre Selbstanklagen wahr seien, und sie mußten die gefangenen Brüder freilassen . . . Aber nun — mit diesem da? Dem sollte sie ihr Leben und ihr Glück in die Hände legen, der nicht einmal mit sich selber etwas zu beginnen wußte? Dem, der von allem, was er sann, immer die Torheit wählte?

Ein Schauer lief über ihr Herz . . . und ihre Erkenntnis ward zur lodernden Eifersucht, als er den Namen Merceda Finottis nannte. Wenn er die nach dem Jammer dieser Wochen nicht vergessen hatte, so vergaß er sie nie. Und wenn Beatrice Zara durch all ihre Opfer sein Herz nicht errungen hatte — sie vermochte es nie! Zur Hölle würde er ihr Leben machen an jedem Tage — so oft die Lust, sie zu quälen, über ihn kam, würde er ihr sein Herz aufschließen, in dem das Bild jener vom hohen Lichte hing; und er würde

Mercedas Namen nach ihr stoßen — das tat weher als ein Dolch! . . .

Schon erhob sie sich, um sich von ihm zu wenden — zum letzten Male. Mitten ins Herz hatte er sie getreten . . .

Da begann er zu reden. Seine Lippen stammelten unverständliche Worte . . .

„Beatrice Zara . . ."

„Es ist alles vorbei; ich muß gehen!" sagte sie. Er sah den Hauch ihres Mundes. Der war auf dem Weg über ihre Lippen gefroren.

„Du sollst gehen!"

„Sollst?"

„Ja."

„Ich gehe — aber nicht weil du es mich heißest, dein Wille kümmert mich nicht mehr."

„Beatrice . . ."

Sie war einige Schritte gegangen; sie tastete mit den Händen an den hellen Mauern des Mondlichts entlang, das wie gläserne Wände um sie herstand.

Als sie ihren Namen hörte, wandte sie sich doch noch einmal —

„Was hast du noch zu sagen?"

„Geh über das hohe Licht heim" . . .

„Zu Merceda Finotti?" fragte ihr bitterer Haß.

„Du verstehst es, einem das Herz aus dem lebendigen Leibe zu reißen . . .“

„Nicht zu ihr . . .“

„So rede.“

„Geh zu Carlo Paoli und sag' ihm —“

„Carlo Paoli? Er ist seit drei Tagen nicht daheim.“

Weit auf sprangen Santi Pragas Augen bei dieser Botschaft. Der Weinwirt nicht daheim . . . Merceda allein im Hause . . .

„Wo ist er?“ fragte er laut.

„Er hat Bergwiesen erstanden und will neues Vieh für diese Weiden erhandeln.“

„Will — neues —“

Wieder zuckte das fremde Licht über Santi Pragas Gesicht . . . Es war ihm, als sollte er mit langen Sätzen über das nächtliche Hochland fliegen . . . Die Arme dehnten sich ihm, als suchten sie den goldenen Bergwind, der die Schwingen der Falken trägt . . .

Aber wenn er jetzt in der Nacht vor ihrem Hause erschien, sie würde ihm nicht öffnen, ihm nie, nie! Doch — kannte er nicht das Zeichen der Pascher auf der Flucht, vor dem die Riegel der Bergschenke sprangen? Und Carlo Paoli nicht daheim?

Wie sich seine Lippen nach dem Quell gesehnt hatten, der droben aus dem Gestein kam, so schürzten sie sich nun in Sehnsucht nach Merceda Paolis jungem Munde. Noch einmal wollte er sich satt trinken an den mohnroten Blüten dieser Lippen und dann hingehen in die Nacht des Kerkers und zehren all die grausamen Jahre, die ihm beschieden waren, zehren an dieser Sonne, die köstlicher war als der Glanz aller Himmel . . .

Als er um sich blickte, war er allein. Er hatte die Schritte Beatrices nicht vernommen; er hatte ihre kalten Augen nicht gesehen, in denen alles erfroren war, was diese Augen einst hatte leuchten lassen als ein Frühlingstag, wenn der Traum von Santi Praga hindurchging.

„Beatrice!“ sagte er laut. Sie hätt' es hören müssen, aber sie war weiter von ihm weg denn der Himmel von der Erde.

Warum zauderte er noch! Wollte er erst den Tag kommen lassen, der die Menschen wach werden hieß, daß sie ihm sein Glück zerstörten?

Er stieg auf eine der Zacken, von der er den Ausblick hatte bis hinab in die Dörfer . . . ob noch die Lichter hinter den Fenstern ständen. Wenn die letzten verlöschten, war die erste Stunde nach Mitternacht vorüber . . .

Da sah er: etliche Fenster waren noch hell.

Um diese Zeit brannten auch die Feuer Merceda Paolis noch, und es saßen Gäste bei ihrem Weine.

Auf der Felsschroffe setzte er sich nieder und starrte hinab und zählte die Lichter und sah, wie eins nach dem andern verlöschte.

Beatrice Zara nahm einen andern Weg zu Tale. Sie ging an der Kapanne vorüber, in der Capobianco sein kümmerliches Leben gelebt hatte. Nun war ein neuer Roßhirt am Berge, und von der Kapanne herüber lief ein getretener Pfad. Sie wich diesem Pfad nicht mehr aus.

Nicht lange, so sah sie ein paar Schatten im Lichte stehen . . . Sie ging ihnen nach; und sie war kaum einen Steinwurf weiter, so vernahm sie auch den Ruf der Zöllner.

Der Ruf galt ihr. Stehen sollte sie bleiben, und Rechenschaft sollte sie geben über ihren nächtlichen Wanderweg.

Die von der Zollwacht, da sie den Rock sahen, der ihnen entgegenlief, meinten, es wär' ein Spuk im Lichte der Hochnacht, und verließen sich stärker auf ihre Ohren. Von denen erfuhren sie nichts anderes — zwar, der Tritt klang nach Sohlennägeln, aber nicht die Kraft eines Mannes schlug sie gegen die Steine.

„Helfen nun auch die Weiber paschen?“ rief ihr einer entgegen. Er gedachte zu scherzen und ein witzig Wortspiel seiner Frage anzuhängen; aber es blieb bei dem Vorsatze; denn das Staunen tat ihm Augen und Mund auf.

Nun stand Beatrice Zara vor den Zollwächtern — es waren zwei Paare, deren Wege bei dieser Stelle sich gekreuzt hatten.

Es war taghell. Lesen hätten sie können, was diese Stunde dem Mädchen ins Gesicht geschrieben hatte: wunderliche Zeichen, und war daraus zu lesen ein Gemisch von aschgrauer Furcht und blutrotem Herzeleid.

„Eh',“ sagte der eine, „bist du nicht Beatrice Zara, die die schwere Not mit ihrem Liebsten hat?“

Diese Rede war knüppelhart und schlug vollends tot, was noch an Zweifeln im Herzen der Zara wachsen wollte. Und daß sie nun zum Gespött der Männer geworden war — ah, lieber wollte sie Schlehdorn mit ihren bloßen Händen zerdrücken, als daß das Gelächter auf sie wartete hinter jeder Hausecke!

„Na, warum redest du nicht?“ forschte der eine wieder. Er beugte sein Gesicht zu dem ihren hinab, so nahe, daß er fühlte: ihr Atem rang sich stoßweis über die Lippen; denn er kochte.

Sie aber preßte diese Lippen so hart aufeinander, daß sie weiß wurden — ein Verrat lag dahinter; und Beatrice Zara dachte: da Judas Ischarioth den Gottessohn den Häschern verraten, er hätte nicht so speiverächtlich gehandelt wie sie.

Da merkten die Zöllner, daß sie mit sich rang; und so seltsam war das Spiel dieser Stunde . . .: es verging eine Spanne Zeit; aber über seiner Neugier maß keiner ihre Länge.

„Ich wußte nicht, was ich euch zuerst sagen sollte," begann die Zara. „Eine wilde Sache"... Noch immer stürzten ihr die Gedanken durcheinander — „Wißt ihr, daß ein neuer Einsiedler in der Höhle wohnt?"

„Hätten wir ihn nicht längst gesehen, wenn du wahr sprächest?"

„Ich war bei ihm — wenn ich euch das sage, müßt ihr mir nicht glauben?"

„Jetzt bei ihm? Dann ist es ein lustiger Bergbruder, gelt?"

„Santi Praga!"

„Der Mörder?"

„Eben der."

Vier Paar Lichter waren von dem Namen Santi Pragas angegangen und leuchteten an dem Mädel herum als an einem blühenden Wunder.

„Er ist dein Liebster gewesen?"

„Einst dacht' ich's wohl . . ." Da schämte sie sich ihrer Feigheit, gedachte der Seligkeit ihrer Träume und sagte: „Nein — so ist es nicht richtig . . . es muß heißen: einst ist er meine Hoffnung gewesen! Seinetwegen ist mein Herz vordem ganz von sich gekommen. Aber nun . . ."

„Warum nicht mehr?"

„Er ist ein Narr geworden!" Wie Hammerschläge fielen diese Worte. Jedes war hart und klar, und hinter jedem stand ein kalter Wille. Da zerbrach, was vom Glücke dieser Liebe noch ganz gewesen war.

„Ein Narr ist er geworden?"

„Seht ihn euch an."

„Wenn's Tag ist."

„Dann ist er geflohen."

„Was geht's uns an? So laßt ihn entkommen! Wir haben auf Schmuggler zu fahnden" . . .

„Ihr erweist ihm mit eurer Gutherzigkeit einen schlechten Gefallen."

„Weshalb?"

„Wenn ihr ihn laufen laßt — er schlägt Menschen tot, seit er ein Narr ist. Ein schlimmer Narr! Den Capobianco hat er erschossen."

Die Zöllner waren von denen, die erst seit

Carlo Paolis viel beredeter Wandlung auf ihrem Posten waren. Sie hatten von der abgelegenen Höhle kaum eine Ahnung und wußten nicht, daß in jener Bergschrunde jemals ein bußbedürftiger Mensch sein Herz zur Ruhe gerungen hatte. Eine Weile erwogen sie das Für und Wider und redeten hin und her —

„So führ uns, Beatrice Zara," forderte der eine sie dann auf.

„Das könnt ihr leichter haben."

„Was meinst du damit?"

„Er ist ein Nachtvogel, und leicht, ihr findet das Nest leer, wenn ihr hinkommt . . ."

Einem andern fiel das zitternde furchtsame Gehaben des Mädchens auf; er hatte sie während des Gespräches scharf beobachtet, war mißtrauisch und sagte:

„Du, willst du uns etwa abseit ziehen? Willst du den Pfad für die Pascher frei machen, während wir dir nachklettern? Haben sie dich vorausgeschickt, zu sehen, von wannen der Wind weht?"

„Denkt, was ihr wollt."

„So führ' uns!"

„Verrückt müßt' ich sein! Soll ich dabeistehen, wenn ihr ihn fragt? Soll ich dabeistehen, wenn ihr ihn bindet, und warten, daß er mit das Gift

seines Hasses ins Gesicht spuckt? Aber — ihr könnt's leichter haben — ich kenn' ihn; und wenn ihr warten wollt . . . der Weinwirt vom hohen Licht ist nicht daheim in dieser Nacht. Santi Praga hat seine Sehnsucht nach Merceda Finotti . . . hahaha!" Das Herz tat ihr weh zum zerspringen und doch brach dies harte Lachen aus ihrem Munde. Gallebitter . . . drei Sprünge tat sie — dann wandte sie sich wieder.

„Laßt mich laufen!" bat sie. „Ich kann nicht mehr — aber das will ich euch noch einmal sagen: er hat seine Sehnsucht nach der vom hohen Licht. Jawohl, und er weiß auch, daß der Weinwirt nicht daheim ist . . . Euch führen meint ihr? Und wenn ihr mich totschießt auf diesem Steine — ich will nicht!"

Damit sprang sie davon. Sie fühlte, wie ihr die Stimme versagen wollte . . . Sie ward bleich; denn der Mund, der nach Santi Pragas Küssen gedürstet — nun hatte er Santi Praga verraten!

Sie hatte gedacht, sie wollte auch zum hohen Lichte gehen und Merceda Finotti auf den nächtlichen Besuch vorbereiten. Oh, die würde ihre Freude haben an ihm, wenn er seine blutigen Hände nach ihr ausstreckte . . .

Aber, nun stand ihr das entsetzliche Bild dieser

Nacht vor den Augen. Und mitten im Bilde Santi Praga, den sie einst liebgehabt — Wahnsinn und Grausamkeit loderten in ihm zusammen zu einer gräßlichen Flamme . . .

Mochte Merceda Finotti sehen, wie sie mit ihm fertig wurde! In dieser Nacht sollte sie den Lohn ihrer Eitelkeit erhalten! Mochte geschehen, was da wollte — aus Beatrice Zaras Herzen war ausgetilgt, was einst so heimliche purpurne Blüten getrieben . . . zur Frucht hatte in diesen Stürmen und wilden Feuern nicht eine einzige gedeihen können.

Ohne Reue über ihren Verrat, ohne heiße Tränen an den Wimpern, kehrte sie nach Hause zurück. Der Quell schien versiecht, aus dem die blutroten Bäche ihres Leides geronnen.

Es blühte noch kein Schimmer Tageslicht über den Gipfelzacken als sie heimkam. Sie hatte den Schlüssel zum Haus an einem Platz hinter dem Balkenwerk des Ziegenstalls verborgen. Dort wußten ihn ein paar ihrer Freundinnen zu finden, wenn sie selbst nicht wiedergekommen wäre. Oder wenigstens für lange nicht. Nun stampfte die Ziege und meckerte, da sie Beatrices Schritt vom Hange hörte. Als die Stalltür aber aufgestoßen wurde, brach kein Tag herein. Sie redete mit

der Ziege als hätte sie ihr die Zeit her alles vertraut — „Du," sagte sie, „leg dich nieder und sei nicht ungestüm, wenn's hell wird; ich geh erst schlafen und muß ausruhen von meiner Torheit und von seiner Wildheit, von meiner närrischen Liebe und von seiner Grausamkeit. Wenn du wüßtest, wie weh so etwas tun kann. Aber nun will ich's verschlafen. Und morgen gehen wir auf die Bergweide." Sie kraute die weiße Ziege mit der Linken zwischen den Hörnern und suchte mit der Rechten nach dem Schlüssel in Staub und Spinngeweben auf den Balken. Dann stieß sie den Riegel vor die Stalltür und ging ins Haus. Die Uhr zeigte noch nicht drei.

Damals wie sie vom Berge gekommen war und gedacht hatte, sie hätte in dieser Nacht Leben und Seligkeit verspielt — damals sank sie in den Kleidern in ihren todähnlichen Schlummer. Heut war das ganz anders. Es war ihr, als hätte sie gebadet im Tau. Sie dehnte die Arme und meinte, all die Zeit her hätten Ketten darangehängt. In dieser Nacht aber waren sie gefallen. Sie kleidete sich aus und legte sich nieder und dachte, was nun mit Santi Praga geschehen werde? Ihr Herz blieb dabei still wie ein Sommertag, über den die Nacht die Sternendecke breitet.

Heute hatte sie Santi Praga geholfen. Geholfen von Hunger, Qual und Tod und vielleicht auch von der Hölle seiner Liebe . . .

Ganz heimlich und fröhlich ward ihr ums Herz. Und droben auf dem Berge hatte sie sich noch geschämt und hatte für Verrat gehalten, was sie nun als Wohltat erkannte! Morgen würden sie den Santi holen. In ein Krankenhaus. Und würden ihn füttern . . . Die Wochen hindurch hatte er seinen Leib gedörrt auf glühenden Steinen . . . Jawohl, heute hatte sie Santi Praga geholfen!

Auf einmal trat der Schlaf ganz dicht an ihr Lager. Sie löschte das Licht aus, und ihre Gedanken sickerten ganz leise hinein in Nacht und Zukunft.

Santi Praga war zum ersten Male nicht mehr leuchtend mitten darin. — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Die vier Zöllner waren in nachdenklicher Beratung über die sonderbare Begegnung noch lange beieinandergeblieben. Hatte das Mädchen sie genarrt? Man hatte sie ja erkannt, und nie, solange die Grenzwacht durch die Nächte um die Gipfel strich, hatte ein Mädchen gewagt, solch ein gefährlich Spiel zu treiben. Hatte sie die Wahrheit ge-

sprochen, so stand man vor einem wunderlichen Ereignis, das kaum glaubhaft war. Wie hatte es Santi Praga angefangen, wochenlang unsichtbar zu bleiben, wo Tag und Nacht Patrouillen den Berg in allen Winden kreuzten? Nun ja, Beatrice Zara hatte ja selbst gesagt: dort läuft kein Pfad vorüber, und selbst die Schmuggler wählen lieber den Weg durch die Gewehrläufe der Zollwächter als durch die Steinzacken jenes Steilhangs.

Und sie waren übereingekommen: Einer von ihnen sollte auf einem verborgenen Posten stehen bleiben in der Nähe des hohen Lichts, zu erspähen, was der Rest der Nacht noch bringen werde. Die andern hatten währenddes ihre Wege zu begehen. Zu viel Zeit war bereits verstrichen.

So trennten sie sich — und einer von ihnen schlug sich in der Richtung der Weinschenke quer über das Hochkar.

In Rufweite vom Hause hatte er eine Stunde lang mit wachen Sinnen gestanden und gelauscht — nichts regte sich, nicht einmal ein Wolkenschatten schlich über die blanken Höhen.

Und wie der Tag mit erstem Scheinen um die hohen Kuppen leuchtete, kroch der Posten im Schutz der Felsblöcke zum hohen Licht, rief nach

der Padrona und erhielt alsbald Antwort von drinnen —

„Was ist?“

„Hast du Gäste, Merceda Paoli?“

„Was geht's dich an?“

„Wenn du allein bist, so sei auf der Hut.“

„Warum?“

„Du sollst Besuch bekommen!“

„In dieser Nacht? Es ist nicht zu denken!“

„Kennst du einen, der Santi Praga heißt?“

„Den Totschläger?“

Merceda, die Kopf und Oberkörper von ihrem Lager aus durch das offene Fenster geschoben hatte, zuckte zusammen. Sie forschte mit ein paar Fragen aus dem Zöllner heraus, was er wußte... Es war ja ganz unglaublich, was der ihr berichtete! — Und heute gerade mußte das geschehen, wo sie allein im Hause war! Sie dachte rasche quälende Gedanken, dann warf sie ihre zerbrochenen Reden aus dem kleinen Fenster herab:

„Es ist gut, daß du gekommen bist . . . Ich will ihn nicht hereinlassen . . . was soll ich mit ihm? . . . Er stellt mir nach wie eine Wildkatze der Wachtel.“

„Du solltest ihn doch einlassen, Merceda.“

„Ich denke nicht dran."

„Wir müssen ihn aber fangen — er hat den Capobianco erschossen!"

„Und was soll ich mit ihm?"

„Ihn halten, bis ich dir zu Hilfe komme. Wenn es wahr ist, was die braune Zara gesagt hat, und er kommt, so stell' ein Licht an das hohe Fenster im Giebel. Von dem Lichte laß' ich mich rufen, wenn er etwa auf einem Wege heranschleicht, auf dem er vor mir verborgen geht."

Ein paar Worte flogen noch hinan, ein paar andere herab, und der Zöllner kroch wieder zwischen den Felsblöcken zu Berge. Es war kein Schuppen in der Nähe der Schenke, in dem er sich hätte verborgen halten können; und ein Stück empor führte ein bequemer Pfad über das Kar — wahrscheinlich schritt Santi Praga diesen Weg; vielleicht gar mied er das hohe Licht in dieser Nacht. Und dann entkam er, wenn er die Höhle nicht ferner zum Aufenthalt wählen wollte.

Im Schatten eines Felsblockes legte sich der Wächter auf die Lauer, er richtete seine Blicke nach der Höhe, sandte sie über den Berg, spähte die Kluften ab, durchsuchte das blanke Licht der Fernen; denn wenn ein Leuchten aufging in dem Giebelfenster der Schenke, das rief seinen gol-

denen Ruf weithin, und es konnte ihm nicht entgehen.

In zitternder Erregung kleidete sich Merceda Paoli an und ließ sich von dem Monde dabei leuchten. Der Mond hing hoch im Himmel, aber seinem Scheine mischte sich das Erwachen des Tags.

Hastig und leise stieg sie die Stufen zur Küche hinab, blies das Feuer an und setzte sich auf den Herdrand. Alle Fenster waren von innen mit Läden versehen, kein Schimmer Licht entrann durch diese Läden.

Sie hatte noch nicht lange gewartet, so erklang das Zeichen an der Tür — jenes, das sie alle gaben, wenn sie zu nächtlicher Stunde Einlaß heischten, und das nur den Paschern bekannt war.

Sie öffnete. Santi Praga in der Kutte des Einsiedlers trat herein. Im Strick, der seine Lenden gürtete, trug er einen blanken Dolch . . .

Merceda hatte ihn erwartet, und dennoch prallte sie entsetzt vor ihm zurück.

„Wer bist du?" fragte sie.

Sie hatte sich vorgenommen, daß sie ihm so entgegentreten wollte, — so verstellt in ihrem Wesen. Nun brauchte sie gar nicht daran zu denken, ein Spiel mit ihm zu spielen . . . denn

sie glaubte nicht, daß dieser Mann Santi Praga sei, der ein Jahr lang jede Nacht um ihre Liebe geworben.

„Merceda Finotti," sagte er, „warum willst du mich nicht kennen?"

„Weil ich denke, ich habe dich nie gesehen!" sagte sie aus ehrlichem Staunen heraus.

„Woher wüßt' ich dann deinen Namen? Und wie könnt' ich dir sagen, daß du mir diese Wunde mit Leinen verbunden hast?"

Er schob den weiten Ärmel seiner Kutte zurück. Da sah sie die Narbe an seinem Arm — es war, als wären in dieser Stunde alle Erinnerungen in ihr ausgelöscht. Darum sah sie mit fragenden Augen auf die Narbe und sagte: „Wann hätt' ich dir das getan?"

„Damals, als du dich Carlo Paoli versprochen! Hast du alles vergessen, was in dieser Nacht war?"

Und in seine Augen kam das heiße Leuchten, die tierische Gier . . . Er griff nach dem Messer in seinem Gurt . . . „Aber nun will ich mich satt trinken an dir, o, Merceda, Merceda! Das Leben hast du mir zerbrochen — alles, alles ist geschehen deinetwegen . . . einsperren laß ich mich — nie, nie werd' ich das Licht der Sonne wieder-

sehen — aber in dieser letzten Nacht will ich schlürfen das goldene Licht, daß ich davon genug hab' in der tiefen Finsternis . . ."

„Santi Praga!" schrie sie und flüchtete rückwärts zum Herde . . . sie fürchtete sich nicht: zum Scheine floh sie. Und ein tiefes Mitleid kam über sie. Keine heißern Worte hatte er finden können als die, die sie nun brannten in ihrem Herzen, als hätte er glühende Kohlen darüber geworfen . . .

Nur Mitleid war das, was sie empfand — elend war er geworden an ihr . . . und sollte noch elender werden? Und sie sollte im Glück am Berge sitzen und sich dieses Glück vergällen lassen durch den fernen Gefangenen, der dem Tod in Finsternis entgegenging? Diese Augen, die in Sonne hell geworden waren, die das Blatt des Himmels und den Glanz der Sterne gespiegelt hatten, sollten verdürsten in den nächtlichen Verliesen nach dem Leuchten des Tages? Sollten auslöschen im Moder der unterirdischen Keller, in denen die Mörder gehalten werden?

„Santi Praga," schrie sie. „Ich will dir alles geben, was du willst. Aber tu den Dolch fort — mein Herz friert, wenn ich ihn sehe — und du willst mein Herz heiß haben, Santi Praga, heiß — heiß . . ."

Da reichte er ihr den Dolch, daß sie ihn fortwürfe. Und sie nahm das Messer, erhob es und stach es ihm mitten durchs Herz. Zu ihren Füßen brach Santi Praga zusammen.

Dann ging sie hin, zündete das Licht an und ließ es rufen in die klingende Nacht.

Und dann kamen die Zöllner und sahen, was geschehen war.

Merceda aber rief hinüber zu den Häusern. Da wachte Lora Zara auf. Da kamen die andern herbei und schrien zur Madonna.

Und als sie erfuhren, wie alles gekommen war, schlugen sie Kreuze über den Toten und schrien ihre wilde Freude der Merceda ins Angesicht.

Drei Tage liefen sie zusammen in dem Hause vor den Stiegen und trugen Blumen herbei und Geschenke. Und sie berührten mit ihren Fingern den Rocksaum Merceda Paolis. Darüber vergaßen sie ihre Gebete zu der Mutter Gottes und beteten in ihrem Herzen zu ihr, die das Herrlichste vollbracht, was je ein Weib getan. — — — —
— — — — — — — — — — —

Wie die Sturmvögel fliegen, fand die Nachricht vom hohen Lichte sich auch hinab zu den Wohnstätten, die tiefer am Berge lagen.

Die Finsternis rang noch mit dem Tage, da

schlugen Rufe und Fäuste gegen die Pforte des Hauses, in dem Beatrice Zara wohnte.

Die hatte kaum die Riegel von der Türe zurückgeschlagen —

„Corpo della Madonna!“ schrien ihr entgegen, die draußen standen und nun hereindrangen. Kreischende Weiber.

Etliche hatten ihre Jacken in der Hast daheimgelassen, alle waren barfuß in den Pantoffeln und hatten die Röcke nur flüchtig um die Hüften gebunden.

„Was weißt du von Santi Praga?“

„Ich?“

„Weißt du nicht, daß er ermordet ist?“

„Woher soll ich das wissen?“

„Willst du dich verleugnen?“

„Warum soll ich das?“ fragte Beatrice und sah mit kalten Augen den Frauen in die Gesichter. Ihr Blick war wie der Tag, ehe die Sonne gekommen ist.

Aber die erregten Frauen und Freundinnen hatten nicht die Absicht, von dem Mädchen sich zum Schweigen bringen zu lassen — sie hatten ein Jahr lang dem zugesehen, was zwischen Beatrice und Santi Praga sich anspann und verwickelte — nun hielten sie es für ihr gutes Recht,

zur Klarheit zu gelangen, da das Ende gekommen war.

Und ihre Fragen begannen von neuem und dringender zu forschen —

„Wenn du nicht wüßtest, was geschehen wäre . . .“

„Was dann?“ fragte Beatrice. Es war, als gefrören ihr die Worte im Munde.

„Würdest du dann so steinstarr zuschauen und uns anhören?“

„Warum nicht?“

„Den Liebsten hat sie dir erstochen!“ schrien sie wie aus einer Kehle.

„Wer?“

„Merceda Paoli!“

„Ich konnte mir das denken.“

„Bist du verrückt geworden über der Nachricht, weil du dich nicht regst?“

„Nein.“

„So rede! Wußtest du, daß das geschehen würde?“

„Ich konnte es mir denken.“

„Warum denken?“

„Jawohl,“ sagte Beatrice, „denn ich habe heute nacht mit ihm geredet.“

„Heut nacht? Wo?“

„Auf dem Berge.“

„Sie hat es gewußt!“ Wie kreischende Möwen schrien Staunen, Entsetzen und Neugier durcheinander und die Stimmen klirrten wie gebrochene Gefäße aus Blech.

„Den Zöllnern hab' ich ihn verraten . . .“

„Verraten!“

Alle brüllten, ballten die Fäuste, reckten die Hälse, beugten sich vornüber, als wollten sie sich in einen Kampf mit dem Mädchen einlassen. „Was soll das heißen? Verraten?“

„Den Zöllnern hab' ich sein Versteck gezeigt, damit sie ihn fingen; denn Santi Praga war ein Narr geworden.“

„Narr?“

„Vor Sonne, Qual und Hunger.“

„Was ging's dich an — daß du ihn verraten mußtest?“

„Dann war er besser aufgehoben als in der Höhle am Berge. Sollte er sich noch länger peinigen — und wäre doch zuletzt in die Hände der Karabinieri gefallen . . .“

„Wie ist er zu Merceda Paoli gekommen?“

„Er redete von ihr wie im Traum. Im Traum wird er zu ihr gegangen sein.“

Das Rufen und Plärren der Weiber ver-

stummte. Es traten ihrer etliche in die Küche, die kamen von der Schenke. Was nützte es ihnen, wenn sie das Haus umstanden, an dessen Türen die Karabinieri Wache hielten? Junge Burschen, die schrien die Tat der Padrona vom hohen Lichte unter sie als ein Wunder und standen dort mit leuchtenden Augen: die ganze Welt wird aus den Zeitungen erfahren, was für eine die Merceda Paoli ist! Und eine der Ihren ist sie! . . .

Jedem stand der Stolz an der Stirne, und jeder pries, was geschehen — als habe er selbst eine Heldentat verrichtet.

Aber auch Beatrice Zara ging nicht leer aus: die hatte durch ihren Entschluß einen Irrtum des Gerichts verhindert. Eine Zeitlang redeten sie davon, was mit den Brüdern Santi Pragas geschehen wäre — wie sie in den unterirdischen Gefängnissen als Mörder gefesselt gelegen hätten, bis Wahnsinn und Tod mitleidiger gewesen wären als die irdische Gerechtigkeit . . . Und sie vergaßen auch das und sprachen: einen Mann hat die kleine Beatrice Zara sich verdient; es wäre das richtige, wenn einer der befreiten Brüder sie gleich zur Frau nähme. Jawohl, das müsse geschehen! Sie erwogen auch das Für und Wider bei dem einen, bei dem andern — ob der Fran=

cesco oder der Ernesto besser für sie passe — die Heiratsfrage blieb zuletzt stehen; und mit ihr zerstreute sich die Menge, für die die Küche der Zara zu klein gewesen war.

An diesem Tage ging niemand zu der gewohnten Arbeit; sie standen in Trupps zusammen, wo sie sich trafen, oder saßen daheim in den Küchen und halfen bauen an der Geschichte. Nun erst sahen sie, wieviel ihnen verborgen geblieben war — Santi Praga war wochenlang so nahe bei ihnen gewesen und die wilde Zara hatte geschwiegen wie ein Grab! ... Etliche der Burschen waren vom hohen Lichte nach der Höhle gelaufen, um auch dort die Spuren Santis zu suchen. Sein ganzes Leben ging noch einmal an ihnen vorüber. Santi Praga stand mitten in diesem Morgen.

Mittags aber warteten sie schon auf die beiden Brüder, die schuldlos hinter Eisen gesessen. Und während sie warteten und redeten und müßige Pläne machten für die kommende Zeit, da trugen Männer die Leiche Santi Pragas vom Berge; und alle liefen herzu, und ihre heißen Augen hingen an dem weißen Laken, das das stumme Rätsel des Todes deckte ...

Beatrice Zara allein war nicht unter ihnen. Nicht vor diesem Tode stand sie als vor einem

Rätsel, sondern vor ihrem Leben, vor ihrem Herzen. Gestern in der Morgenfrühe — wenn sie jenen Zug vom hohen Lichte hätte herniedergehen sehen — das Herz wär' ihr mitten entzweigerissen, zusammengesunken wäre sie am Wege und ihre Tränen wären rinnendes Blut gewesen.

Und heute? Nun, nachdem das Gräßliche Wahrheit geworden war — heute? Tot schien ihr Herz wie die heißen Steine, auf denen Santi Pragas Jugend siech geworden! Gestorben war das Weinen in ihren Augen. Alle Lasten, die sie mühselig durch ihre Tage und Nächte geschleppt hatte, waren von ihr abgefallen. Es war, als wär' ein Wunder an ihr geschehen! All' ihre Gedanken waren Leid gewesen, all' ihre Träume zitterndes Bangen, all' ihr Erwarten Furcht, all' ihre Hoffnung tiefste Nacht. Nun war das alles zu Ende. Nichts konnte noch Wahrheit werden, wovor sie gezagt hatte.

Wenige Stunden später — und auch die Karabinieri erschienen.

Zum Überfluß — so schien's allen und ihnen selber — nahmen sie Beatrice in ein Verhör, in dem viel von dem entwendeten Gewehr die Rede war und von der Zeit, in der Santi Praga wieder auf dem Berge erschienen.

Am Abend trafen auch die aus ihrer Haft entlassenen Brüder ein: die Luft hing so voller Ereignisse, und die Lebenden hatten so wunderliche Schicksale sich abspinnen sehen, daß die Trauer um den Toten kaum Raum in ihren Herzen hatte. Er war ein armseliger Verrückter geworden, dem das Messer Merceda Paolis mitleidig den verwirrten Faden seines Lebens durchschnitten hatte. Wer hätt' es sonst vermocht, dies Leben wieder zur Klarheit zu bringen? Nicht einmal das Geschick selbst, das in seinem blinden Spiel wie ein gedankenloses übermütiges Kind die klaren Fäden zu einem Wirrsal durcheinandergeworfen!

Diesen Fäden nachzugehen — wie sie sich heimlich verschlungen und verknotet hatten — wie Schuld und Schicksal sich dabei getroffen, diese Jugend zu vernichten . . . das bildete den Stoff der Gespräche an den abendlichen Herdfeuern; und die Mitternächte gingen über die Hänge und sahen verwundert das Scheinen der Fenster . . . die Geschichte, die man sich erzählte, schien eine Geschichte ohne Ende.

— — — — — — — — — — — —

Kaum, daß sie Santi Praga in das Grab gelegt hatten — ein Vornehmen, bei dem nach Landesbrauch außer den Trägern und dem Toten-

gräber niemand zugegen war, — hatte Lora Zara vom Berge ihre Nichte zu sich gefordert. Es galt, ein ernstes Wort mit ihr zu reden.

„Es ist gut, daß du kommst, Kind! Eh, willst du uns zuschanden machen?“ Also begrüßte die dicke Lora das Mädchen.

„Was soll das?“ fragte Beatrice verwundert.

„Ich werde dich verheiraten. Es ist die höchste Zeit, und ist nicht gut, daß ein Mädchen mit deinen Erlebnissen sich selbst überlassen ist.“

„Von welchen Erlebnissen redest du?“

„Heilige Mutter Gottes!“ Die dicke Lora suchte den Schemel mit großer Hast unter sich zu bringen.

„Was stöhnst du, Lora Zara?“

„Willst du die Gelegenheit, einen Mann zu kriegen, vorübergehen lassen? Du hast die beiden Praga freigemacht, und einer von beiden muß sich dir dankbar erweisen!“

Beatrice hob ihre braune Hand gegen Lora und wollte reden . . .

„Denkst du,“ sagte Lora Zara rasch, „Dankbarkeit ist ein Ding von ewigem Leben? Sie wird rascher kalt als ein frischgelegtes Ei. Eh, Beatrice . . . so will ich dich dem Francesco Praga geben!“

Beatrice hob die Augen und zog den linken Mundwinkel herunter. Ihre Zähne lagen fest aufeinander.

„Es sind Schönere auf dem Berge als du, aber die Männer sind rar, und sie müssen doch sitzen bleiben. Glaubst du, es ist ein vergnüglich Ding, in der Sonne zu vertrocknen wie eine reife Zitrone?"

„Du bist sehr besorgt um mich, Lora Zara."

„Weil ich als deine Firmpatin an dich zu denken habe. Denkst du, die Männer reißen sich um dich wie um Merceda Finotti? Ja, das ist eine, der es von früh an klar war, wozu sie auf die Welt gekommen! Du wirst dir nicht einbilden, daß dir's so gut werde wie jener! Darum gebe ich dich dem Francesco Praga. Ich habe schon mit ihm geredet und . . . Sieh da! Guten Tag, Francesco Praga! Da ist auch die Beatrice . . ."

Der Bruder Santis trat gerade in die Stube. Natürlich war es kein Zufall, daß er jetzt da hereingeriet. Er trug die Gitarre unterm Arme und klimperte ein bißchen verlegen auf ihren Saiten. Er hatte drüben im hohen Licht beim Wein gesessen und war zuvor mit Lora Zara handelseins geworden: die Beatrice wird geheiratet.

Nach der langen Zeit, in der Beatrices Liebe gereift und zu zitternder Sehnsucht geworden — nach den Wochen der Qual, in der sie selbst die Märtyrerin dieser Liebe gewesen und zu aller Aufopferung fähig geworden war, hatte Beatrice Zara freilich ein wenig anders über die Frage denken gelernt, die sie in dieser Stunde mit einem nüchternen „Ja" beantworten sollte. Aber Lora Zara galt im Bannkreise des Berges in diesen Dingen als die Weiseste. Ihr allein war es gelungen, ihren Tagen und Pflichten zu gebieten. Ihr Mann gehorchte ihr und tat im Hause, was sie wollte; sie schlief und aß, soviel sie Lust hatte, und die Schönheit ihres behäbigen Leibes dankte sie ihrer Kunst zu leben. Ihre Erwägungen waren schon der Mühe des Nachdenkens wert. Und Beatrices Gesicht ward in der Tat besinnlich.

Francesco Praga. Das war der mit der tiefen roten Narbe über dem Auge. Ein Jungstier auf der Bergweide hatte das getan. Wenn dieser Praga wild war, stand jene Narbe in der rechten Stirnenseite wie eine Flamme. Aber sie leuchtete selten, und Francesco Praga gehörte zu denen, die ein Ochs klüger gemacht hat. Ihrer sind wenige.

Er hatte aus den Tagen, in denen er noch selbst

heimlich den Plan erwogen hatte, Weinwirt vom hohen Licht zu werden, seine Gitarre drüben im Schenkhause hängen gehabt. Er blies auch das Horn und den Dudelsack, und Lora Zara wollte wissen, daß die Sackpfeife keiner meistere wie er.

Francesco setzte sich auf den Stuhl am Herde; das Singspiel legte er auf den Topfschrank — noch einmal flogen seine Augen prüfend über Beatrice.

Es war, als hätte die dicke Lora verstanden, was sie suchten —

„Eh, Francesco, du mußt keine Blumen finden wollen, wo der Boden nicht dazu bereitet ist, oder wo das Land dürstet. Das ist's, Francesco Praga: solch ein Mädel dürstet nach der Liebe. Verdürstet ist sie in der kargen Zeit, verbrannt an ihrem närrischen jungen Herzen. Aber sie wird schön werden wie der Garten Eden, wenn sie erst dein ist, und wird blühen an allen Enden! Kannst du nicht die Sackpfeife blasen? Mußt du dich etwa als hungernder Roßhirt verdingen in der steinichten Wüste?"

Lora Zara deutete nach den Gipfeln des Berges; dann blätterte sie in dem Lebensbuche des Jungen, als wäre sie gewöhnt, an jedem Tage diese Blätter umzuwenden, und könne lesen im Buche der Zu-

kunft, wie sie las in dem Traumbuche, das sie jeden Morgen nach glücklicher Nacht um Rat fragte.

Die Weisheiten der Alten vom Berge hatten Francesco sowohl als Beatrice nachdenklicher gemacht, als es für diese Stunde ihnen zuträglich war. Lora Zara hielt es deshalb für angebracht, den Dingen eine andere Wendung zu geben — ganz überlegen; denn sie hatte im vorhinein erwogen, was kommen könne . . . Jugend! Sie bildet sich ein, das Heiraten zu verstehen! Niemand im weiten Umkreise des Berges hatte so sicher bewiesen wie sie, daß er's könne! Und Lora Zara hatte in den letzten Tagen ihre Bestimmung erkannt — warum sollte sie nicht zwei Menschen vernünftigerweise zusammenbringen? Vernünftigerweise! So jungen Leuten den richtigen Weg weisen, auf dem das Heil ihres Lebens wächst . . . Und natürlich nicht für einen späten Händedruck der Dankbarkeit! Nein, dafür allein tat sie nichts, und dazu dachte Lora Zara zu nüchtern!

Nun wandte sie sich wieder an Francesco Praga: „Eh, Francesco Praga, bist du schon in der Höhle gewesen und hast nachgesehen, ob Santi Praga etwas für dich zurückgelassen hat?"

Francesco verneinte.

„Madonna, hat man so etwas gesehen, solange der Berg steht? Mache dich auf, Praga! Am Ende hat der Santi einen Brief für dich verborgen in seiner Einsiedelei und hat dir seinen letzten Willen kundgetan.“

„Du hast wunderliche Gedanken, Lora Zara!“

„Wär's nicht möglich?“ . . . Schon erfaßte sie ihn am Ärmel der Joppe und zog ihn vom Schemel empor.

Francesco aber war so im Banne der Weisheit, die von der dicken Lora Lippen ging, daß er sich schweigend einverstanden erklärte, zu seinem Spiele griff und das Haus verließ, um zur Höhle emporzusteigen und zu sehen, ob sein Bruder etwa einen Brief mit einer letzten Bestimmung für ihn dagelassen hatte. Hm, ein bißchen sonderlich war dieser Einfall am Ende doch — so weise die dicke Lora sonst auch sein mochte.

„Die Gitarre brauchst du wohl nicht, Praga...“

Er hängte sie am grünen Bande auf seinen Rücken und wandte sich draußen auf den Stiegen noch einmal um. Da rief Lora Zara ihm nach: „Na ja, Francesco, es ist gut, du nimmst sie mit; die Zöllner haben einen Musikanten nicht so leicht im Verdacht! Und der Gang ist dir heilsam, da kannst du besser zu Verstand kommen, hörst du?“

Francesco nickte und schritt nachdenklich zu Berge.

„Siehst du wohl, Beatrice,“ begann Lora auf das Mädchen einzureden, „so mußt du es machen! Ihr habt alle keine richtige Art, mit den Männern umzugehen. Oder seid ihr etwa mehr als die Muli, die ihnen ihre Lasten schleppen? Heilige Mutter Gottes! Ihr seht aus wie die getrockneten Feigen — und wundert euch, weil ihr der närrischen Ansicht seid, ihr wäret für die Männer in die Welt gesetzt. Verrückte Weisheit! Macht ihnen klar, daß sie euretwegen da sind, und es ist euch geholfen!“

Lora Zara hatte ihr Lebtag mit Behauptungen sich begnügt und hatte niemals besonderen Wert darauf gelegt, zu begründen oder zu beweisen, was sie für wahr ausrief. Und fragte sie einer danach, dann stützte sie ihre fetten Arme auf die geräumigen Hüften, warf sich in die Brust und rief: „Sieh mich an!“ Dagegen war nun freilich nicht viel einzuwenden; denn sie selbst war Beweis genug: Es ging!

Natürlich ging es. Und der gute lange spindeldürre zufriedene Zara hätte Miene machen sollen, die Leute vom Berge eines andern zu belehren! Mit Wasser und Brot hätte sie ihn bestraft und

mit einigen Wochen nächtlicher Einzelhaft! In der Behandlung ihres Mannes kannte die dicke Lora keine Milde, wenn er sich einmal einfallen ließ, den „Herrn" herauszukehren. Das gab's ein für allemal nicht, und darauf gründete sich das Glück der besten Ehe auf dem Berge. War diese Ehe nicht so vollkommen, daß dem Manne die Freude daran in einem vergnügten Lächeln auf dem Gesichte stehen geblieben war? Na also — und Lora Zara blieb jeder weiteren Beweisführung für die Richtigkeit ihrer Theorie enthoben.

Ihr Mann hatte voll heimlichen Neides auf seiten der Frauen daran sich gewöhnt — und nun . . . aber da kam auch Ernesto Praga, der jüngere der Brüder Santis; denn Lora Zara wollte nicht schon zu Beginn ihrer neuen Tätigkeit einen Mißerfolg verzeichnen. Deshalb hatte sie den jüngsten Praga auch gleich bestellt. So ging das in einem hin, und Beatrice Zara wunderte sich die Augen weit über die Fertigkeit der dicken Lora — alle Männer schien sie an ihrem Gängelbande zu haben, wenn sie wollte.

Ernesto Praga hatte bis dahin als Hirt nicht weit von Spiazzi gesessen, wo die Kirche der Madonna delle Corone am steilen Felshang klebt als ein blühender Einfall Gottes: gewaltig und über

die Maßen wunderbar, gedichtet zwischen Himmel und Erde, zwischen Sein und Nichtsein, ein Altar, an dem die duftenden Wolken des Weihrauchs sich vermengen mit dem Jubilieren der Engel an der Pforte des Himmels.

Hatte Lora Zara dem andern Bruder gegenüber das Berghirtentum als ein mühselig Handwerk geschmäht, so betrachtete sie es nun von der Rückseite und gewann auch dieser den nötigen Glanz ab —

„Ernesto Praga!“ begann sie.

„Warum hab' ich kommen sollen, Lora Zara?“

„Weil es Zeit wird, dich zu verheiraten.“

„Mit dir?“

Ernesto zog die Achseln und lachte so in sich hinein . . .

Aber Lora Zara hatte auch für dies Lachen nur die *eine* Deutung —

„Zu spät, Ernesto Praga!“ sagte sie. „Aber ich habe dir die Beatrice bestellt, damit ihr einig werdet.“

„Ich — was bestellt . . . ?“ Ernesto stammelte Laute, die er nicht einmal hervorgebracht hätte, wenn ihm in der Bergeinsamkeit einer der Himmlischen erschienen wäre.

„Was soll das heißen, Praga?“

„Ich hätte — mein ich — darüber erst mal mit mir selber reden sollen!"

„Madonna mia, was hast du dabei zu schaffen!"

„Weil's mich doch angeht!"

„Nichts geht's dich an; denn du bist zu jung dazu. Was versteht man in deinem Alter vom Glück einer Ehe! Hast du etwa vor, auf dein Herz zu hören? Und dies Herz zu fragen, was es dir rät?"

„Jawohl, Lora Zara!"

„Bambino! Nesthocker, der du bist! . . . Ob deine Frau die Hütte auf dem Berge mit dir teilen will, danach hast du zu fragen! Und mich hast du zu fragen, hörst du . . . Weil ich —"

Dem Ernesto begann die Sache lustig zu werden, weil er erkannte: Lora Zara redete wahrhaftig im Ernst . . . „Und meinst du die da?" Er deutete auf Beatrice Zara.

Seine Worte ärgerten das Mädchen. Warum zeigte er so verächtlich auf sie, die ihm die Riegel von den Kerkertüren geschlagen? Und sie ergriff in ihrem Herzen augenblicklich Partei für die Tante am Berge. Die dicke Lora hatte ganz recht! Wenn sie, die Beatrice, einen der Brüder Santis heiratete, dann waren alle Voraus-

setzungen für eine gute Ehe gegeben; und zwar mußte das Eisen geschmiedet werden, solang es heiß war; denn vom ersten Tag an müßte der Mann sich daran erinnern lassen, daß er ohne sein junges Weib überhaupt die Sonne nicht wieder gesehen hätte. Das Mitleid mit Santi Praga hatte keine Träne an die Wimpern Beatrices werfen können — der Zorn über Ernestos Undankbarkeit vermochte es. Sie rückte in zitternder Wut auf ihrem Sitze, und der Wunsch, fortzukommen aus dieser Gemeinsamkeit der Menschen, die sie an jedem Tag durch ihre geschwätzigen Münder zerrten, ward in dieser Stunde zur heißen Sehnsucht. Als ein Licht stand die Klugheit der dicken Lora vor ihr: sie allein hatte recht!

Und was hatten die Burschen des Berges gegen sie, daß sie keinem begehrenswert erschien? Um den einen hatte sie sich elend gemacht, und er hatte sie elend werden lassen, mitleidlos und grausam, und hatte noch im Sterben den Namen einer andern genannt, die sich ihr Tag nicht nach ihm umgeschaut hatte!

So närrisch hatte das Ding in Lora Zaras Hause heute begonnen, und so völlig ernsthaft sah es nun aus! Beatrice fand in der Tat, daß die Art der dicken Lora der einzig richtige Weg

sei, zu einem Manne zu kommen. Aber die Lora war noch zu neu in ihrem Geschäft. Sie müßte mehr reden, das heißt von Dingen reden, die die Mädchen in solchen Fällen niemals sagen dürfen, wenn sie nicht danach gefragt werden. Woher nahmen denn die Burschen das Recht, zu sagen: Ich mag dich gern. Ich will dich heiraten! Woher?

Und über Beatrices Herz kam der heilige Zorn, und sie lehnte sich auf wider das zertretene, verdrehte Recht —

„Was fällt dir ein, Ernesto Praga, daß du mich nicht willst?"

„Man darf sich die Sache doch überlegen!"

„Überlegen!" zeterte Lora. „Was gibt's da zu überlegen? Wenn die Männer erst nachdenken, wird stets eine Dummheit fertig. Und wenn die Frauen ihnen dazu Zeit lassen — Madonna mia — dann sterben die Menschen aus! Wer soll dann die Ziegen hüten auf dem weißen Berge, Ernesto Praga?"

Der sah Lora Zara mit verwunderten Augen an; den wilden Sprüngen ihrer Gedanken vermochte er nicht ganz zu folgen.

„Sie will dich, Mensch! Ist dir das nicht genug?" schrie ihm Lora Zara ins Gesicht.

Endlich hatte sie das rechte Wort gefunden, das hatte immer auf Beatrices Lippen gelauert, aber es wagte sich nicht hervor. „Natürlich will sie dich!“ wiederholte das Mädchen mit heller Stimme — wie eine, die nur so dabei stand, als man ihr Herz verhandelte; denn dieses Herz ging das Geschäft nichts an.

Leider konnte Ernesto Praga den Ernst der Stunde nicht ermessen, und es machte nach wie vor den Eindruck, als mache er lediglich eine vergnügte Miene zu dem neuerfundenen Spiel der Lora, das darin bestand, mittels einer zwischen zwei Stöcke gebundenen Schnur Herzen in die Luft zu wirbeln und wieder zu fangen oder — in den Staub fallen zu lassen . . . Dies Fallenlassen schien zur Regel zu werden; denn die geräumige Lora hatte zwar die Sache nicht schlecht erdacht, aber sie war nicht fix genug im Fangen.

Beatrice dagegen war fest entschlossen, der Sache auf den Grund zu kommen. Vielleicht mangelte dem vereinsamten Hirten aus der Kapanne von Spiazzi nur der Mut; . . . denn der Glaube fehlte ihr, daß sie selbst solch einem zu schlecht sein sollte. Darum griff sie herzhaft zu —

„Warum heiratest du nicht, Ernesto Praga?“

„Ich habe noch keine gefunden.“

„Warum nicht?“

„Weil sie dort oben nur mit den Steinen und mit den Schweinen reden könnte.“

„Dazu hätt' ich nicht übel Lust.“

„Aber du würdest dich bald langweilen. O, manchmal ist es zum Sterben, dieses Alleinsein!“

„Wir haben uns doch, und wir wollen schon zu leben wissen!“

„Wir?“ fragte der Schweinehirt von Spiazzi mit unverhehltem Erstaunen.

„Na, ja . . . ich meine, wenn du mich heiratest!“

„Wenn!“ sagte Ernesto und hob den Finger. Einsamkeit macht Philosophen.

„Na ja, und dann kriegen wir Kinder.“

„Das wär' schlimm.“

„Schafskopf!“ sagte Lora Zara.

„Es wäre doch schlimm!“ Dabei blieb Ernesto Praga; er rechnete ganz gegen seine Gewohnheit rasch und richtig aus, einen um wieviel größeren Aufwand an Kraft und Arbeit die Erhaltung einer Familie fordere.

„Schlimm? Warum?“

„Weil ich dann noch mehr hungern müßte als jetzt und wieder gerade so einsam wäre wie immer.“

„Hast du nicht genug an mir?" fragte Beatrice voll Erwartung.

Er sah sie an, er suchte an ihr herum mit seinen Augen, als wäre sie ihm in dieser Stunde zum ersten Male begegnet. „Hm," machte er dann.

„Was soll das heißen?"

„Du bist mir zu hart, Beatrice Zara."

„Aah!" stöhnte die.

Aber der dicken Lora Angesicht glänzte, und Ernesto Pragas Stirn ward hell unter diesen Strahlen des Sieges. „Eh!" rief Lora. „Eh, willst du, daß er noch deutlicher rede? Du, was hab' ich gesagt: ihr röstet euch im Feuer eurer Arbeit, bis ihr nicht mal für das Bett was taugt. Aber laß dich trösten, Praga — wenn du sie erst mal geheiratet hast, dann wird sie werden, wie du sie haben willst! Ihr teilt euch die Arbeit in der Kapanne, und dann hat keiner was zu tun. Dann sollst du mal sehen, wie schön fett sie wird!"

„Meinst du?"

Weil er diese Worte so aus den Winkeln seines Mundes herauswarf und das rechte Auge dabei ein wenig zukniff, riß Lora Zara die Geduld —

„Ernesto Praga, ich will dir was sagen: zu dumm bist du, zu dumm zum Heiraten und zu dumm für Beatrice Zara!"

„Das hab' ich mir auch gedacht," entgegnete er, und über sein verschlagenes Gesicht, über das seit langem die leeren Tage der Bergeinsamkeit gezogen waren, ging eine vergnügte Helligkeit.

Er erhob sich — „Weißt du, wenn ich gescheiter geworden bin, komm' ich wieder mal nachfragen."

In der Tür wartete er auf Antwort.

Lora Zara war nicht verlegen darum, und nicht mehr lange, so wär' ihr das Blut im Herzen ins Kochen geraten.

„Mach', daß du fortkommst, Ernesto Praga" . . . schrie sie, „und gescheit wirst du dein Tag nicht! Geh, und sieh, daß du mit deinen Schweinen zurechtkommst."

Praga ging hinüber zum Wein ins hohe Licht und trank in dieser Stunde viel und nachdenklich: es war ihm, als wär' er einer großen Gefahr mit heiler Haut entgangen. Darum war etwas Festliches in ihm. Darum feierte er. Länger als zwei Stunden zog diese Feier sich hin.

Währenddem saßen Beatrice und die dicke Lora miteinander am Herde. Lora, die niemals die Arbeit im Hause tat, wenn jemand bei ihr zu Gast war, hatte die Gelegenheit wahrgenommen und ließ das Mädchen mit Feuer und Pfannen hantieren; Eier mit Speck briet Beatrice, und

Lora Zara wischte sich in tiefempfundenem Vorgenuß die Lippen.

Ihre Gespräche flossen dabei wie die Bergbäche im Sommer — sie stürzten nicht brausend aus den Toren, sondern sie suchten halblaut aber nicht weniger geschäftig ihren Weg. Keine der beiden Frauen konnte die Niederlage nach diesem ersten kühnen Angriff sich verhehlen. Wer hätte gedacht, daß zweier Frauen List an solch einem Dummkopf scheitern würde? Beatrice war zitternder Zorn, verhaltenes Feuer. Lora dagegen ließ sich nicht aus ihrem breiten Gleichgewicht bringen; denn sie wußte, sie hätte diesen Ernesto Praga nicht ziehen lassen, wenn der Bruder nicht ihre gewissere Hoffnung gewesen wäre. Francesco war sicherlich sanfter gestimmt, wenn er vom Berge kam und in wehmütigem Gedenken des Toten all' die Nöte heimlich durchlitten hatte, in denen Santi Praga in seinem Jammer dahingesiecht war.

Die dicke Zara sah nach der Uhr — es war die Zeit, in der Francesco Praga auf dem Berge zur Rückkehr sich anschicken mußte.

Aber der hatte erst ausgiebige Rast bei dem Hirten in der Kapanne gehalten, in der in vergangenen Tagen der Zwerg Capobianco über seine irdische Sendung nachgedacht hatte. Und zu der

Zeit, in der Lora ihn schon auf dem Heimweg wähnte, hing er auf der Schwelle des Hirtenhauses sein Singspiel über den Rücken und machte sich gesenkten Hauptes auf den Weg zur Höhle.

Er war noch nicht lange gegangen, da lief ihm der Ruf des Hirten nach, eines greisen mürben Männleins, das seine sonnedürren Glieder nur behutsam über die Steine hob. Er wollte dem Jungen Gesellschaft leisten.

So gingen sie zu zweien. Die Augen hatten in den Klippenzacken zu viel zu messen, als daß die Gespräche aus der Hütte ihre Fortsetzung hätten finden können; denn die Steine waren um diese Stunde glühend und glatt.

Endlich gelangten die Männer zum Ziel ihrer Fahrt. Die Säulen des Gesteins standen umher als ein Wald von Stämmen und warfen kurze blaue Schatten. Aus dem Eingang der Höhle wehte der Odem des Berges in fühlbarer Frische. Aber tief und rätselhaft lag die Nacht hinter dieser Pforte, durch die ein Mensch kriechen mußte, seit Santi Praga sie mit Blöcken zur Hälfte geschlossen — den Blöcken, die er vor seines Grabes Tür gewälzt hatte.

Antonio, der Berghirt, steckte den Kopf hinein. Er zog ihn aber rasch wieder zurück und ließ die

Arme sinken, als hätte er den schwarzen Vorhang fallen lassen, den sein Fürwitz gehoben hatte. Er tat einen Satz rückwärts — „Alle Heiligen, Francesco Praga, es ist einer in der Höhle . . . es ist ein Gespenst in der Höhle!"

Sie hielten beide den Atem an; der alte Antonino hatte sich gegen die Felswand gelehnt und zitterte — am liebsten hätte er die Beine in die Hände genommen und wäre davongejagt, so rasch diese Jagd in einem Walde von Steinsäulen vor sich gehen konnte. Aber der Schreck hatte ihn gelähmt.

Francesco zog die Gitarre vom Rücken unter den Arm; er umfaßte ihren Hals, als wollte er damit dreinschlagen . . .

„Du bist närrisch, Antonino," sagte er und raffte sich zusammen. „Was haben dir deine alten Augen vorgelogen?"

„Denkst du, meine Ohren hören nicht?"

„Sie haben dich genarrt."

„Es wälzt sich einer in der Höhle, so wahr mir die Madonna helfe!" gelobte Antonino. Und seine Augen waren als hätten sie Gott gesehen.

„So ruf' ihn an, Antonio!"

„Bist du verrückt? Drei Kreuze mach' ich! Soll ich den Satan rufen, Narr?"

„Horch, Antonio!“

„Hörst du's?“

„Das sind Tritte . . .“

„Heiliger Antonius, steh' mir bei!“ stammelte Antonino und faltete die Hände zu dem nachdrücklichen Ausruf. Er sah aus wie gebleichtes Linnen.

„Es kommt heraus —“

Ein Gebrumm erhob sich im Berge, als stürzten die Wände der Höhle durcheinander.

„Die Erde stürzt ein, Antonio!“

„Und wir Narren sind gekommen, es anzuschauen!“ Jämmerlich rang die Furcht in dem Alten — aber er war nicht fähig, einen Schritt vorwärts zu tun. Und keinen Schritt aufwärts in die Klippen zur Flucht.

Francesco Praga hatte sich in einem Sprung emporgeschnellt — kaum kniehoch auf einer Felsenzacke stand er und starrte gegen die schwarze Öffnung im Berge. Seine Hände zitterten, zitterten über die Saiten, und die Saiten klangen . . . Das Gebrüll in der Höhle schwieg — tappende Schritte kamen näher: ein brauner Bär streckte seinen Kopf durch die Öffnung und blinzte in die Sonne.

In schweigendem Entsetzen starrten die Männer auf die rauhaarige Bestie — keiner suchte nach

einem Pfad, keiner eine Gelegenheit, sich durch einen Sprung zu retten: der Tod stand an allen Enden und lähmte ihren Willen.

Endlich, endlich tat Antonio einen tiefen, tiefen Atemzug — „Francesco! . . .“

„Laß dich verschlingen von ihm, was nützt dir dein altes Leben! . . .“

„Ich denke nicht daran,“ gab Antonino mit merkwürdiger Ruhe zurück und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, als wollte er die Furcht abwischen, die in allen Falten saß. „Musik!“ rief er.

„Willst du in dein Sterben tanzen, du Narr?“

„Musik!“ schrie der Alte noch einmal; diesmal schlug ihm wieder die Bangigkeit in die Stimme.

„Rühr' dich nicht, Antonio!“

„Madonna, so schlag in die Saiten, Dummkopf!“

Und Francesco nahm die Gitarre in den Arm und griff in die Saiten — es war ein wildes, von der Furcht eingegebenes Lied, und die Angst rannte durch das wilde Getön . . .

„Von Sinnen bist du, Antonio!“ schrie er über sein Spiel hinweg: „Hat dich die Furcht närrisch gemacht?

Der Roßhirt lehnte noch immer rücklings am

Gestein und hatte die Hände mit den krampfhaft gespreizten Fingern gegen den Felsen gepreßt, als müsse er den Berg halten.

Da —

Langsam trat der Bär in die Sonne, erhob sich auf die Hinterfüße und begann zu tanzen.

„Siehst du nicht, daß er ein Band um den Hals hat und einen Maulkorb aus Gurten? Abgestreift hat er ihn — da baumelt er am Halsband! Einem Bärenführer ist die Bestie entwischt.“

Und von dem Halsband Petzens hing auch ein morscher Strick herab, der tanzte mit zu dem komischen Wiegen des ungefügen Tieres. Ruppig und verwettert war sein Pelz, und die Zähne waren stumpf geworden in allzu langem Gebrauch über dem Zermalmen schlechter Knochen.

„Alle Heiligen, ein Zicklein ist mir gestürzt heut Morgen und hat sich ein Bein verfallen. Ich hab's abgestochen — — wenn wir jetzt ein Stück davon hätten!“ Antonio faßte sich an die Stirn . . . „Hast du gefastet, Meister Braun?“ redete er den Bären an.

Der aber verzog sein struppig Gesicht zu einem grinsenden Fletschen — grausig sah's aus, war aber nicht unvergnügt.

Und das Männlein Antonio verstand sich auf derlei Dinge, es war nicht umsonst in seinen jungen Jahren mit Affen und Bären und einer Sackpfeife durchs Land gefahren —

„Der tanzt um ein Mahl, und du spielst ums Leben!“ wandte sich der Alte an Francesco. „Bösmütig sieht er nicht aus; aber zum Scherztreiben ist's geratener, man sucht sich einen andern. Bei allen Heiligen, spiel, was du kannst, spiel dir die Finger blutig — aber spiel! Steig herunter und schreite langsam fürbaß!“

Francesco tat alles, was der Alte ihm hieß — mühselig kroch er zwischen den Blöcken empor, Antonio ihm nach. Da ließ auch der Bär sich auf alle Viere nieder, sann ein wenig über die Lage der Dinge und stieg gemächlich und schwankenden Kopfes hinterdrein.

„Musik!“ forderte Antonio, „und wir haben gewonnen! Musik!“

Stolpernd gelangten sie auf die Höhe, die die Stürme glattgefegt hatten. Francesco Praga aber griff in die Saiten als gält es, die Seligkeit sich zu erspielen.

In behäbigem Trott folgte ihnen Meister Petz. Manchmal hielt er Umschau, ob er nicht Gefilde wittere, in denen die schmale Kost der letzten Tage

zum Märchen würde. Auch er hatte gleich seinem Vorgänger seit ein paar Tagen den Hungerschlaf geschlafen im Erdloch oder ein melancholisch Nachdenken gepflogen über die Gerechtigkeit des Schicksals und den Wert der Bergfreiheit. Wehmut überkam ihn, so oft er der schmalen Bissen gedachte, die ihm sein Führer gereicht — und Sehnsucht zugleich nach den freundlichen Gefilden des Menschenlandes: es war kein Darben gewesen. Und das Siedlertum vor der Pforte des Himmels hat für einen alten Tanzbären seinen Haken.

Darum schien es ihm zu behagen in der Gesellschaft der Menschen; denn während er den Kopf zu den Höhen und Tiefen der Menschenerde wandte, vergaß er nicht, mit einem Auge nach seinen Begleitern zu schauen und mit einem Ohr den Weisen des Spieles zu lauschen. Ob er Menschen, die Lieder haben, gemeinhin für nicht böse hielt, darüber stand nun zwar nichts auf seiner zottigen Stirn geschrieben, aber das war ihm erinnerlich aus seiner landfahrenden Vergangenheit, daß Tanzen ein Geschäft ist, mit dem ein anständiger Bär recht und schlecht sich durchs Leben schlagen könne — Darüber vergaß er den Traum der goldenen Freiheit und trottete in schweigender Bescheidung hinter seinen Führern

drein, zu sehen, ob sich auf diesem Weg eine annehmbare Mahlzeit verdienen lassen werde.

Als die Männer wieder den glatten, kahlen Bergrücken unter den Füßen hatten, eilten sie, dem ungesprochenen Wunsch ihres braunen Gesellen gerecht zu werden. Hinter der Tür der Kapanne hing das Zicklein; am Abend hatte es Antonio aufbrechen wollen — nun schnitt er mit raschem Schnitt das Gescheide heraus und warf es dem Bären vor die Tür.

Mit dankbarer Inbrunst und einem wohltönenden Brummen warf der sich darüber — aber inmitten des Mahles besann er sich — war's alte Gepflogenheit oder war's ein Gefühl bärenmäßiger Dankbarkeit? —, hob sich auf die Hinterbeine und schwang seinen schlotternden Leib in zufriedenem Tanze. Dreimal drehte er sich um sich selber, dann ließ er sich elastisch nieder und brachte sein Mahl unter beständigem und sehr behaglichem Brummen zu Ende.

Mit einiger Sorge im Auge blickte Antonio zur Höhe, ob nicht ein vorwitziges Stück Jungvieh meckernd über den Bergkamm schaue; denn in jedem Falle wäre selbst einem alten Tanzbären nicht zu trauen, und wenn auch das Loch in der Nasenscheide verriete, daß er vor nicht

langer Zeit noch einen Ring getragen — meinte das Männlein Antonio.

Aber das Hündlein, ein schwarzer Spitz, wie ihn Capobianco als Hüter der Herde besessen hatte, rollte sich nun kläffend über das Hochkar. Der sah verwundert und mit nicht zu verkennender Befremdung auf den zottigen Bruder. Dieser schielte ihn jedoch verächtlich an, suchte sich einen Platz im Schatten und rollte sich zu einem sorglosen Verdauungsschlummer zusammen.

Antonio versicherte den Hund, daß es sich nur um besuchsweisen Aufenthalt des Braunen handelte, und schickte ihn mit einigen guten Bissen Ziegenfleisch wieder auf den Weg.

Nicht ohne Mißtrauen trollte das Hündlein von hinnen; auf Steinwurfweite schaute es sich um, als dächt' es: „Ist es auch wahr, was du mir da gesagt hast? Oder soll ich meine kargen Mahlzeiten fortan mit jenem teilen?" Ein Wink seines Herrn genügte jedoch, ihn zu beruhigen. Ein wenig nachdenklich trabte er über den Kamm in den Kreis seiner Pflichten.

Antonio und Francesco setzten sich danach auf die Brettbank, die an der Nordseite der Hütte lehnte — ein Vermächtnis Capobiancos. Und Antonio sah ein Stück köstlicher märchenhafter

Jugend emportauchen, in der er wie ein Bergfalk durch die Dörfer Welschlands geflogen war, deuchte ihm heute. Ah, das war eine wunderlich glückliche Zeit gewesen. Nun spazierte er in verzücktem Gedanken durch den blühenden Garten dieser goldenen Zeit, und als wären Bären die besten Freunde seines Lebens gewesen, stiegen die Erlebnisse mit seinen zottigen Gesellen aus der Vergangenheit empor . . . Ohne daß er es ahnte, schloß er dem lauschenden Francesco Praga eine Welt auf voll lockender Freude und klingendem Lohne . . .

Und als Meister Petz, über die Maßen befriedigt, mit der schwieligen Tatze den Schlaf endlich vom Gesicht wischte, war für Francesco Praga ein Weg in eine ganz neue Welt offen: Singend und spielend wollte er aus der Heimat ziehen, dem wandernden Glück entgegen. Und der Bär sollte ihm Fahrtgesell sein.

Das Männlein Antonio, das zu Anfang schauerndes Entsetzen gewesen war, war ganz Mut und Meister geworden. Zwar hatte er es noch vermieden, dem neuen Freunde allzu vertraulich zu begegnen, solange er dessen Magen leer schätzte . . . nun aber lockte er ihn mit sanften Worten und der Vorsicht des Alters an sich. Er rief ihm

alle Namen zu, die ihm aus seiner Bärenvergangenheit einfielen, aber Petz tat nicht, als wäre er gewöhnt, auf einen zu hören . . .

„So sollst du Antonio heißen, zur Erinnerung an den, der dich fand,“ lachte er, kratzte ihn hinter den Ohren und brummte ihm vergnügt seine Freude entgegen.

Antonio, der Bär, hatte für derlei Gehaben Verständnis; er schleckte sich die Zunge, und in lachender Geberlaune setzte ihm Antonio, der Hirt, einen Melkeimer voll Eselsmilch vor die Nase, die dem Bären keinen Zweifel darüber ließ, daß ein spätes, aber um so sonnigeres Glück ihn überkommen hatte. Danach ließ er sich den Maulkorb antun, zufrieden und willig, als wär's ein Sonntagskleid, erhielt einen neuen Strick, und Francesco und der Bär Antonio zogen zu Tal wie zweie, deren Schicksal an diesem Tag eins geworden war.

Die Talfahrt ging rascher, als ein besonnener Schmuggler im Sonnenbrande sie sonst für gut findet. Und als man vom hohen Lichte her der beiden Wanderer ansichtig wurde, schossen die Menschen aus den Türen wie in der Stunde, in der Santi Pragas Schicksal sich erfüllt hatte.

Aber diesmal war es nicht kreischendes Ent-

setzen, das sie lockte — es war schallendes Lachen und die staunende Freude am Wunderlichen, die Francesco Praga entgegenrief. Und er und „der kleine Anton“ kamen vom Berg, als wollten sie ihr Jahrhundert in die Schranken fordern. Furcht und Lust stand auf den Gesichtern der Leute von Santa Ferrara, und komisches Entsetzen wurde ihr Beifall, wenn Antonio in alter Gewohnheit sich erhob und mit fürchterlichem Gebrüll seine Künste zeigte, in die er durch ein respektables Bärenalter hineingewachsen war.

Lora Zara kam von allen am ehesten zu sich selber —

„Eh, Francesco Praga, hab' ich's dir nicht gesagt? Wem dankst du dein Glück als mir? Andere müssen für solch ein Vieh die Ersparnisse von Jahren anlegen — auf dich wartet es am Wege! Hast du dich noch zu besinnen, Mann?“

Sie hielt es gar nicht für nötig, ihn auf die Seite zu führen und heimlich über seine Angelegenheit mit ihm zu verhandeln. Für sie war die Sache erledigt —

„Nun, Francesco Praga, willst du warten, bis einer kommt und sagt: Das Vieh gehört mir? Ausziehen sollst du — noch heute, Francesco Praga, und sollst die Münzen in deinen Hut

klirren lassen, die die Menge opfert, um seine Wildheit und seine Künste zu bestaunen!"

Dem Francesco leuchtete das ein. Just so hatte ja auch er mit Hilfe des Männleins Antonius die Sache sich zurechtgesonnen.

Die kleine Zara aber stand neben der dicken, warf Ernesto Praga, der aus der Schenke in den Hof gekommen war, einen verächtlichen Blick zu und legte Francesco die Hand vertraulich auf die Schulter —

„Na, wie steht das?"

Und ihre Augen verhießen ihm dabei einen Himmel voller Seligkeit.

„Willst du mit?" fragte er.

„Natürlich will ich!"

„Heute?"

„Meinetwegen auch heute!"

„Du kannst singen?" fragte er.

Da mußte Lora Zara wieder eingreifen —

„Wie die heilige Cäcilie!" gelobte sie und machte ein Gesicht, als sänge die gute Heilige sie jeden Abend in den Schlaf.

Aber das Mädel war ehrlicher, schlug die Lider über die Augen und sagte: „Ich denke, es langt zu . . . Ich habe die Monate her nicht gleichmäßig Lust gehabt zum singen."

Aber wie die Frauen ihre Lieder beim Rasseln des Tamburins herunterplärren, so getraute sie sich das auch fertig zu bringen. Und weil sie sich sagte: Antonio wäre mehr wert als die schönsten Koloraturen seiner Begleiterin, nahm sie die Sache keck auf sich, faßte Francesco Praga mit aller Grandezza unter und begann an seiner Seite zu promenieren.

Händeklatschen und hundertstimmiger Beifall lohnten dieses erste Auftreten; Francesco griff in die Saiten; Beatrice Zara aber wiegte die Arme, als schwänge sie die Schellentrommel, und begann zu den Klängen der Gitarre zu singen:

Wer ist mein Liebster und wer ist es nicht?
Ich schämte mich, wenn ich's verraten sollte.
Schämen? Warum? Nein, sagen will ich's offen:
's ist der Francesco, der mein Herz getroffen!

„Bis, bis!“ und „Da capo“ dröhnte es wieder durch die Purpurröte des sinkenden Tages, und von neuem erhob sich Beatrices Stimme:

Mein Hals ist rauh, ich singe mit Beschwerde,
Reich mir zu trinken, daß es besser werde!
Reich mir nicht Wasser, Wein nur ist gesund,
Francesco, reich, o reich mir deinen Mund!

Das Glück der Stunde schlug in feuerroten Wogen über Francesco Praga zusammen . . . er

warf das Singspiel auf den Rücken, dehnte seine Arme und zog das braune Mädel an sein Herz und ihren Mund an den seinen. So wunderhübsch hatte er das Lieben sich nicht gedacht! Im nächsten Augenblick erklang alles, was an Musikinstrumenten im hohen Licht und in den Häusern am Berge bewahrt wurde.

Antonio der Bär aber schwang sich unermüdlich im Tanze; tief gesättigt war er zu denkwürdigen künstlerischen Taten aufgelegt, und seine Tanzlust erfaßte die Menschen. Da schwangen sie sich in Lora Zaras Höflein, das von der Stiege der Hütte bis zur Weinschenke sich streckte. Und aus der Pforte der Schenke rann ein Strom roten Bardoliners und rann unaufhörlich — die Nacht kam, und bunte Lichter brannten um die Schenke. Feuer loderten auf den hohen Steinen, und die Schreie himmelumarmender Menschenfreude stiegen als leuchtende Raketen gegen die dunkelblaue Sternenkuppel der Nacht.

Für den zottigen Antonio war ein neues Leben heraufgekommen: seine kühnsten Bärenträume wurden Erfüllung, und die Zeit, in der das Wünschen half, war für ihn Wahrheit geworden. Alle teilten im Überschwang des Glückes mit ihm, was sie aßen; und der braune Akrobat war unerschöpf-

lich in freiwilligen Zugaben, die ihre Höhe erreichten, als er mit selbstgefälligem Brummen am Stamm der Kastanie emporstieg.

Die Brände verlöschen, die Lieder verklangen, und die Saiten der Spiele hauchten ihre letzten müden Träume endlich auch in das Märchen dieser Nacht.

Zuletzt leuchtete noch der Herdbrand der Weinschenke heraus und warf sein ruheloses Scheinen an die Türwand von Lora Zaras Haus. In der Küche dahinter saß die dicke Lora, saß das Brautpaar. Es hatten natürlich ein paar gleichgültige Nachbaren sich mit hereingezwängt; die saßen mauloffen und staunäugig in der Küche umher. Der alte Zara von unten war auch dabei; das war der, der immer so aussah als wollt' er ein kluges Wort reden; er war nachdenklich, als hätt' er vor, die Taschenuhr zu erfinden. Manchmal öffnete er sogar den Mund, aber die Worte verwelkten ihm auf den Lippen. Und es entsannen sich wenige auf den Klang seiner Stimme. Auch Ernesto Praga war bis zuletzt dabei gewesen; und weil ganz plötzlich ein ungeahnter Ausblick sich ihm öffnete, ging er auch mit ins Haus der Lora — der lange Zara mit dem Geißenbart hatte sich schon zu Bett gelegt; denn er wußte: er hatte in Dinge ein für

allemal sich nicht zu mischen, die innerhalb seines Hauses verhandelt wurden. Ernesto Praga aber zeigte nicht übel Lust, die Reize des fahrenden Musikantentums mit zu genießen. Vielleicht litten's die beiden, oder Francesco trat ihm am Ende gar seinen Platz ab als Bärenführer und Ehemann.

Da aber warf Lora Zara sich in die Brust wie ein Schwertkämpfer — „Hat er nicht gezeigt, daß er ein Dummkopf ist? Solch einer hat Öl in den Adern, und solch einen könnt ihr nicht brauchen, wenn ihr euch nicht das ganze Geschäft ruinieren wollt."

Und der dicken Lora Stimme wog.

Was an Gewicht nicht reichte, warf Beatrice Zara dazu in die Schale —

„Madonna mia, Ernesto Praga, bildest du dir ein, ich zöge mit dir?"

„Die Maultrommel kann ich spielen" . . . wagte der Verschmähte in einer Anwandlung von Reue für sich geltend zu machen.

„Und wenn du pfeifen könntest, daß die Sterne tanzten — ich ginge doch nicht mit dir — Sauhirt!" Wie sie dies letzte Wort ihm vor die Füße warf! Wie eine tote Maus!

„Natter!"

„Pfeif' auf dem Berg und lehr' die Böcke tanzen!"

So zahlten sie ihm in der Nacht heim, was er am Mittag gesündigt hatte. Er schob grollend den Schemel unter seinem Sitz hervor und stieß ihn in den Winkel beim Herd.

Ein gelles Lachen der Frauen flog hinter ihm aus der Tür.

Er aber ging wieder hinüber in die Schenke und ersäufte seinen Groll in dem roten Wein von Bardolino.

Antonio der Bär ruhte auf dem Ruhm des Anbeginns der neuen Zeit im Schuppen der dicken Lora.

Und Lora selbst saß mit der Hoheit einer Richterin am Feuer ihres Hauses und beriet mit ihrer Weisheit die, deren Schicksal an der Wegscheide dieser Nacht sich erfüllte. Sie redete mit den Augen einer Märchenerzählerin und aus dem Herzen einer Prophetin. Ihre Lippen waren glänzend wie das rote Fleisch einer Melone, und was darübertroff, fiel in die Nebel der letzten Tage wie Frühlingssonne.

Großvater Zara und die dem Mädel sonst noch nahe standen, hätten Narren sein müssen, wenn sie an dem Glück Beatrices herumgenörgelt hät-

ten! Und daß es ein richtiges Glück war, konnten blödere Augen sehen als die der Hintersassen aus Santa Ferrara! Ein richtiges Glück hat Augen wie zwei Sonnen — ein richtiges Glück fällt vom Himmel — es zeigt sich nicht an, es läßt sich nicht ahnen und läßt sich nicht wehren. Die Menschen müssen die Arme ausbreiten und es an ihre Brust schließen — nicht besinnlich, nicht fragend und forschend: wer bist du und was willst du? Über derlei Fragen stolpert's und entflieht's; denn ein richtiges Glück kann nicht warten, bis die Menschen sich mit ihm abgefunden haben. Und nur Lora Zara unterhielt mit ihm eine dämmerheimliche Gemeinsamkeit und ließ sich von ihm winken, ehe die Augen der anderen Sterblichen noch einen Schimmer seines erblühenden Glanzes geträumt hatten — redete sie den beiden späten Gästen ein.

Über die Rätselnatur des Glückes war nun allen ein Licht aufgegangen, deren Augen um die zweite Stunde nach Mitternacht von Lora Zaras Lippen Erquickung tranken. Und man war sich darüber einig, daß mit Anbruch des Tages der Auszug in die Welt der klirrenden Soldi zu erfolgen habe.

Was der Signor Curato vom Kirchlein zu Santa Ferrara dazu sagen würde?

Ach, die dicke Lora schlug in die Luft — zu einem priesterlichen Segen gehört Zeit! Und Zeit würde auf der Fahrt genug werden! Zum Exempel, wenn der Weg an einem einsamen Berggotteshaus vorüberführte, um das die Winternebel flogen und der Novemberregen sprühte. Für solch ein Einödkirchlein und seinen Curato war das dann eine willkommene Kurzweil, zweie zusammenzugeben; und ein gutes Werk obendrein.

Lora Zaras Beredsamkeit schaffte auch diese Bedenken fort — die wagten übrigens nur scheu sich über die Lippen einer Gevatterin. Und es ward auch der klar, daß einer kurzen Trauzeremonie wegen nicht leichtsinnig drei Wochen Glück hingeworfen werden konnten.

Dazu kam: im Hause der Zara in Santa Ferrara brauchte nicht zur Hochzeit gerüstet zu werden! Der alte Zara überschlug ganz heimlich, was ihm ein solcher Tag für Kosten verursacht hätte . . . nein, nein, die dicke Lora war ein Ausbund von Weisheit, und daß sie nicht mehr als ein Zehnlirestück für ihre tätige Vermittlung verlangte, das war wahrhaftig bescheiden genug — am Morgen nachdenkliche Trübsal und verbissenes Schweigen der Kümmernis am Herdfeuer der Zara und am Abend eine Braut —

wenn auch nicht im Hause! Rascher ließ solch ein Mädel sich nicht unterbringen!

Während der alte Zara solch heimlicher Erwägungen sich befliß, waren die Frauen damit beschäftigt, der jungen Braut eine Tracht zu ersinnen, die ihrem fahrenden Glück entsprach.

Lora lief rasch zur Tür und schrie in die Nacht: „Merceda Paoli! Mercedaaa!“

Die trat drüben in die offene Tür — schlank wie der einer Bergzypresse hob sich ihr Schatten aus dem goldenen Felde . . .

„Eh, Lora Zara!“

„Komm herüber, Merceda, und hilf uns denken!“

„Was willst du?“

„Du hast einen Rock aus rotem Batist?“

„Hab ich!“

„Den vom Karneval!“

„Ja, Lora Zara!“

„Hat er Goldstreifen am Saum?“

„Gehabt!“

„Warum nicht mehr?“

„Das Gold ist verblichen.“

„Hast du Bänder, grüne, blaue?“

„Nein. Aber der Rock — was willst du mit dem Rocke?“

„Bring ihn — du sollst drei Lire dafür haben.“

Da lief Merceda Paoli, nahm den Rock aus der Truhe, der ihr wie Feuer vom Arm herniederwehte . . . nein, sie konnte sich nicht enthalten: sie warf ihn über! Und wie ein brennender Kreisel drehte sie sich durch die Küche, in der die Augen der Männer den wirblichen Tanz mitzutanzen begannen und an ihrer schlanken Schmiegsamkeit sich betranken. Schon war sie hinaus.

Und schon schwirrte sie drüben in das schwüle Scheinen der rußigen Küche — noch einmal fünfzehn Jahre, noch einmal Mädel und noch einmal von jener ausgelassenen Wildheit, die Santi Praga elend und die Männer vom Berge närrisch gemacht hatte! Auf einem Raum, groß wie ein Teller drehte sie sich, surrte sie vor dem Herdfeuer wie ein blutroter Nachtschmetterling vor der Oleanderblüte, wuchs und versank in der brennenden Scheibe, dehnte sich daraus hervor und schlug ihre zitternden Arme um die dicke Lora, die mit einem tiefen erlösenden Atemzuge aus der Versunkenheit ihrer Sinne erwachte.

„Alle Heiligen, Merceda Paoli, wer wagt zu sagen, daß du nicht schöner seist als alle!“

„Was wollt ihr von mir?“

„Streif den Rock ab und wirf ihn Beatrice Zara über!"

Die hatte ihn schon mit Augen und Händen betastet, und ihre Knie bewegten sich in verzehrender Sehnsucht unter ihrem dunkeln Alltagsrocke.

Ein Sammetmieder hatte Merceda Paoli auch, und Borten statt des gedunkelten Goldes schleppte Lora Zara herzu. Dann begann ein Nähen — zu dritt machten sie sich an die Arbeit.

Aber von drüben schrien die Männer nach der Padrona und riefen nach Wein. Carlo Paoli durfte zu dieser späten Stunde kein Liter mehr auf den Tisch bringen — aus der Hand der Merceda wollten sie empfangen, was sie bezahlten. Und Mercedas Schönheit und heißes Wesen machte sie alle zu Verschwendern!

Unter den Händen der jungen Padrona ward Beatrice Zara „fertig": ein hellblaues Tuch trug sie ums Haar: am Sammetmieder klimperte eine Kette mit Schaumünzen aus schlechtem Metall, bei dessen Klängen das Mädel von Silber träumte; dann kam der brandrote Rock mit vier Ringen schwarzen Bandes und das Tamburin, das Carlo Paoli aus dem Hausschatze des hohen Lichtes spenden mußte.

Und der Tag ging auf. Lora Zara stand als Sonne in der erwachenden Frühe und rollte um die bunte Beatrice in hellem Glück: dabei versicherte sie alle Männer, die in der Küche der Schenke den Morgen herangewacht hatten, daß der Putz des Mädchens ihr Werk sei, und alle sahen, daß es gut war. Antonio wurde aus dem Stalle geholt, bekam sein Morgenmahl, damit er bei guter Laune bliebe, — dann zogen sie aus dem Trüpplein Häuser ums hohe Licht und zogen hin durch Santa Ferrara am Berge.

Mit dem ungetäuschten Mut der Unerfahrenheit begannen sie Sang und Spiel schon in den Mauern des Dorfes — aus den Fenstern flogen ihnen Scherzworte und Soldi entgegen, und ihre Hoffnung sprang in das neue Leben mit herzhaftem Frühlingsjubel.

— — — — — — — — — — —

Auf dem Berge war die alte Stille längst eingekehrt. Etliche Tage hatte man von der Trübsal der andern Zeit geredet, etliche von dem Brautpaar, dem Bären und der lustigen Nacht — und dann war von allem nichts mehr da als ein bißchen Erinnerung und im Grase die schwarzen Flecken, auf denen die Feuer der Freude gebrannt hatten.

Das fahrende Pärlein aber war irgendwo draußen in der Welt. Erst lasen sie beide noch die Ortsnamen, die an dem ersten Hause jeder Bergsiedlung geschrieben standen. Dann vergaßen sie auch das.

Die Welt aber zeigte an jedem Tage und an jedem Orte das gleiche Gesicht. Ein Gesicht, an dem man sich müde sah, wenn man drei Tage hineingestarrt hatte. Staubige Spätsommerstraßen. Verbranntes Grün. Blaue Bergkegel, über denen die Lichter des Tages wechselten. Und ein sehnsüchtiges Schauen nach den verschlossenen Fenstern, wo immer aus der Straßenglut der Gesang der fahrenden Leute emporklang. Wohin sie kamen, sammelte sich um den Bären ein Haufen Kinder. Die Mädel schauerten sich ab vor dem zottigen Ungetüm und kreischten auf, wenn es sich erhob und brummte . . . Alles wie immer und an jedem Tage das gleiche öde Einerlei. Des Abends ein mühselig Nachtquartier. Oft auch das nur nach vorheriger Bezahlung und unter übeln Reden — der Bär war den Leuten ein lästiger Gast.

Das Sammetmieder ward grau von Staub. Am blauen Kopfputze hatte die Sonne gezogen und hatte ihn unscheinbar gemacht. Der rote

Rock, der einst Feuer der Freude in Beatrices Augen entfacht hatte, war eine armselige verlegene Herrlichkeit geworden, eine armselige verlegene Herrlichkeit war der Traum vom neuen Leben! Und ein mißmutiger Nebelmorgen waren ihre Herzen.

Antonio, da er sah, daß auch ihn seine Hoffnungen getäuscht hatten, schwankte hängenden Kopfes seinen Weg und dachte grimmig der blauen Bergeinsamkeit nach, in die er sich verirrt hatte in königlichem Glück. Zu spät war ihm diese Erkenntnis gekommen. Unter jedem seiner Tritte quoll eine Wolke Staub auf, der ihm einen schweren Schleier über das Gesicht zog. Er beschied sich auch dabei — es gelüstete ihn nicht, einen Blick in die Welt zu tun, in der er sich langweilte.

So saßen die drei eines Abends in der niedergehenden Sonne an einem Straßenrande.

Beatrice hatte die Kupfermünzen auf die Haut des Tamburins gezählt, die man ihrem Liede an diesem Tage mit sauern Gesichtern geopfert hatte. Sie ließ die Spitzen ihrer Finger verdrossen darüber gleiten, einmal, zweimal — dann schaute sie Francesco Praga an, und er gab ihre langen eindeutigen Blicke zurück.

Und dann gähnte er —

„Ich mein, es wär Zeit . . .“

„Wozu?“

„Ein Einödkirchlein zu entdecken“ . . .

„Willst du der Madonna danken für das Glück?“ fragte sie und deutete auf die paar Kupferstücke.

„. . . einen Einödpriester zu finden, mein' ich!“

„Ach so!“

Sie dachte daran, was sie in jener letzten Nacht auf dem Berge geredet hatten. Laut auf mußte sie lachen. Und das Lachen klirrte wie die Schellentrommel, die sie schon längst mißmutig schwang.

Eine Weile blieb der Bärenführer stumm.

„Hm,“ sagte er dann wie aus einem tiefen Traum heraus, „ich hab das auch gedacht.“

„Was hast du gedacht?“

„Es wär gar nicht mehr der Mühe wert, einen Priester um uns zwei aus seiner Bergruh zu schrecken.“

„Sagt' ich das?“ fragte Beatrice und gähnte.

„Aber gedacht hast du's!“

„Mag sein.“

Dann erhoben sie sich und trugen die Mühsal ihres Tages durch die sinkende Sonne, einem Bergdorf entgegen.

Nichts ist schwerer als getäuschte Hoffnungen

und nichts unzufriedener als zwei leere Herzen, die einen Weg miteinander laufen sollen.

Die Sonne war hinter die Felsen gesunken, und die Schatten lagen schon nachtblau um die staubigen Schuhe der fahrenden Leute, da kamen sie zu dem Grüppchen Häuser, deren eines ihnen für diese Nacht Unterkunft gewähren sollte. Die Straße führte holprig zwischen halbverfallenes Gemäuer: die Armut der Hirten hockte darin und hatte keinen Soldo übrig für die Armut, die ihr zupilgerte.

Etliche Weiber in nachlässig gebundenen Röcken und liederlichen Haaren standen um ein Ding am Wege und beugten ihre kastanienbraunen Gesichter darüber. Sie sahen die drei kommen, und einige Rufe nach einem Häuflein zerlumpter Kinder erschollen.

Als sie einander nahe waren, erkannte Beatrice: was da am Weg lag, war ein Mensch.

Antonio aber, der Bär, hatte seine Nase schon längst witternd in die Luft gehalten; auf einmal setzte er sich in einen behäbigen Trab und brummte dabei vor sich hin. Alles Mißvergnügen der letzten Zeit war aus diesem Brummen verschwunden, und je näher sie der Gruppe der Frauen kamen, desto ungebärdiger zerrte Antonio an seinem

Stricke. Zuletzt mit einer Heftigkeit, daß Francesco Praga fluchend hinterdreinstolperte; denn er hatte Mühe, den Braunen nicht entwischen zu lassen.

Plötzlich erhob der sich, setzte sich zu einem ungefügen Freudentanze in Bewegung und ließ ein Gebrüll erschallen, daß die Kinder kreischend von dannen stoben und den Müttern das Blut stockte.

Aber „Bajazzo!" schrie ein brauner verwilderter Junge von etwa achtzehn Jahren aus den Reihen der Hirtenweiber heraus, dem Bären entgegen — „Bajazzo! Lieber Bajazzo!" Und zwei Affen, die neben ihm gelegen hatten, kamen dem Genossen von einst in freudigen Sprüngen entgegen . . .

Wie einen Bruder, wie seine Liebste schloß der braune Junge den braunen Bären in seine Arme!

Und der Bär legte ihm seine Pranken auf die Schultern und überschüttete den wiedergefundenen Freund mit seiner brüllenden Freude.

Bei einem Bärenführer waren sie beide vordem in Lohn gestanden — einem filzigen Greise. An der Straße war er gestorben, just zu einer Zeit, in der er den Burschen ins Dorf geschickt hatte um einen Trunk Wein — er fühlte den Tod nahen und kannte ihn nicht. Da warf er

dem Jungen zwei Soldi zu; denn er dachte den, den er da an sein Herz rühren fühlte, mit einem Trunke zu verscheuchen.

Als der Bursche mit dem Weine zurücktrabte, sah er in der blauen Ferne Bajazzo, den Braunen, seines Weges über die Berge ziehen; denn die Hand, die die Fessel gehalten hatte, war in die Bande des Todes geschlagen . . .

Den Alten hatten sie eingescharrt — manche Tagereise weit von hier; aber das Schicksal Bajazzos, der mittlerweile ein Antonio geworden war, lief seinen Lauf . . .

Und nun fanden sich die seltsamen Wege von wunderlichem Zickzack wieder zueinander . . .

— — — — — — — — — — —

Beatrice Zara hatte den Burschen angesehen, während er erzählte — angesehen, wie sie einst Santi Praga gegrüßt hatte, als die Flamme der Liebe in ihr aufloderte. Warum hatte ihr Herz nicht so geredet, als Francesco den Handel mit ihr eingehen wollte? Und sie sah auch den an... Da fiel ein Schatten über sie, und sie dachte: die Nacht auf dieser Höhe ist kalt.

— — — — — — — — — — —

„Wie heißt du?“ fragte sie den Burschen.

„Ei, Enrico Torani!“

„Und wo kommst du her?“

„Ja, woher? Aus Neapel auch einmal! Immer auf der Straße durch das ganze Land, und immer in Staub und Hunger!“

„Du siehst gut aus!“ sagte Beatrice Zara, und ihre Augen hingen an seiner jungen verwilderten Schönheit.

„Meine Mutter wäre schön gewesen, sagen sie. Aber das ist schon lange her, und es ist alles, was ich von ihr weiß.“

Da zitterte Beatrices Herz —

„Wie alt bist du?“

„Vielleicht achtzehn — oder auch zwanzig! Was weiß ich, und was geht's mich an? Ich lebe!“

„Wohin willst du?“

„Madonna, wohin? Ins Glück, wenn's eins gibt!“

„Es gibt keins!“ sagte Beatrice Zara, stampfte mit dem Fuße und sah Francesco Praga verächtlich an.

Die Weiber aus den Hütten, die neugierig die fahrenden Leute umstanden, wechselten ein paar deutsame Blicke. „Du,“ sagte die eine danach halblaut und klopfte Francesco Praga auf die Schulter, „der Topf ist entzwei! Nimm dich vor deinem Weib in acht!“

Als Beatrice das hörte, schalt sie lachend: „Seh ich aus wie diesem sein Weib?“

„Nicht einmal!“ Die Weiber lachten.

„Leid wär's mir, weiß Gott! — So komm, Enrico,“ wandte Beatrice sich an den Burschen, „komm und laß uns ein Quartier suchen für heute nacht, und meinetwegen auch überlegen, was werden soll. Der da“ — sie deutete auf Praga — „hilft uns nicht dabei; denn dem ist noch nichts Gescheites eingefallen, seitdem wir landfahrend sind.“

„Und wie lange seid ihr schon Vagabunden?“

„Vagabunden?“

„Haltet ihr euch für mehr? Dann seid ihr noch nicht lange unterwegs.“

„Sieben Wochen.“

Der Bursche lachte laut auf.

„Und doch schon sechs zuviel,“ setzte Beatrice hinzu, und ein Seufzer fiel in ihre Worte.

„Und wie heißt eure Heimat?“

Da deutete das braune Mädel empor, als deute sie nach dem Himmel, und in ihren Augen stand eine Sehnsucht:

„Santa Ferrara am Berge! Es ist schön in Santa Ferrara!“

Nachdenklich wiederholte der Bursche diesen Na-

men, dann schnalzte er mit den Fingern und warf den Kopf in den Nacken:

„Ah, wo die Weinwirtin den Narren erstochen hat! Die mag schön sein wie eine Heilige!“

„Woher weißt du das?“

„Ei, im ganzen Lande reden die Leute und die Zeitungen von ihr. Und es ist ja Gerichtstag gewesen — Schwurgericht. Freigesprochen ist sie worden, die Merceda Paoli! Das wußte die Welt vorher; denn der Narr hätt' ihr in lauter Liebe das Herz herausgerissen!“

In einem Stalle fanden sie in dieser Nacht ihr Lager, auf grobem Maisstroh ruhten sie ihren Mißmut aus — zu sechs nebeneinander. Es war kein Gasthaus bei den Hütten am Berge, und doch mußten sie für das, was sie aßen, tranken und verschliefen, all ihr armes Kupfergeld dahingeben. Und so lagen sie mit ihrer Armut: Praga, dann Beatrice neben Enrico Torani, der Bär und die beiden Affen. Über ihnen brannte eine mühselige Laterne.

Praga lag noch nicht lange, da atmete er aus tiefem traumlosen Schlummer heraus.

Beatrice Zara und Enrico Torani erzählten sich währenddes die Geschichte ihres Lebens. Sie flüsterten — sie flüsterten bis ins Grau des neuen

Tages. Aber ihre leisen Worte waren wie der Tau der Nacht, der auf verdürstende Bergblumen fällt. Sie lagen einander zugewandt und waren sich so nahe, daß ihr Odem in eins zusammenwehte. Und wie sie fühlten, daß sie müde wurden, war das eine selige Müdigkeit, und ihre Hände schlossen sich zusammen. So wollten sie schlafen.

Nach langer Zeit hob Enrico den Kopf ein wenig; da sah er in Beatrices weitoffene helle Augen.

„Es ist ein schnurriges Ding —"

„Was meinst du?"

„Die Liebe!"

„Warum?"

„Na," sagte er, „wüchse sie sonst auf dürrem Maisstroh?"

„Du, es ist wahrhaftig Zeit —"

„Wozu?"

„Zum Schlafen."

„Sollte mir einfallen!" lachte er.

„Du willst nicht?"

„Nein, denn dann wüßt' ich ja nicht mehr, wie froh ich bin."

Zum Danke ließ sie ihre Hand leise über sein braunes Gesicht gleiten, und wie sie seinen Mund berührte, hielt er sie mit den Lippen fest.

Und Beatrice fühlte, wie heiß seine Lippen waren — „Du, die brennen ja — alle Sommersonne hast du darin gefangen.“

„Ach nein, das ist's nicht . . .“

„Was denn?“

Da lachte der Junge in seine Hände —

„Ich weiß nicht, wie ich's dir sagen soll . . .“

„So sag's doch!“ flüsterte sie und neigte sich zu ihm.

„Sie sind so durstig nach deinem Munde . . .“

Da senkte sie ihre Lippen und legte sie leise auf die seinen.

Bajazzo, der heimlich zugeschaut hatte, rekelte sich und tat einen sanften aber sehr befriedigten Brummer.

Davon erwachte Francesco Praga und richtete sich halb empor. „Es ist Tag!“ knurrte er. „Eh, hört ihr nicht!“ Aber es regte sich niemand auf dem Lager.

Da stahl auch er dem Morgen noch eine Stunde für einen neuen Schlaf; und als die Stunde herum war, stieß die Padrona die Stalltür auf und schalt auf das müßige Volk.

Hinter ihr lief ein Strom Sonne in das Dunkel, und Enrico Torani starrte geblendet hinein.

„Dein Mann hat einen guten Schlaf," lachte er Beatrice zu, als Praga mit dem Bären hinausgegangen war.

„Er ist nicht mein Mann."

„Nicht — dein — Mann?" Der Junge kam aus dem staunenden Glück nicht heraus.

„Eh wir auf die Fahrt gingen, wollt' ich ihn —"

„Nun nicht mehr?"

„Mamma mia, was bildest du dir ein!"

Enrico Torani schnellte in heller Lust empor. Er hatte die Joppe über die Schultern geworfen, das Hemd vor der Brust offen, den Hut auf dem Wirbel, und die dunkeln welligen Haare fielen über seine braune Stirn. Seine Augen waren blank wie der Tag. Er schob die Hände vergnügt in die Taschen und pfeifend trat er Praga entgegen.

Beatrice war noch ein wenig mit der Morgentoilette beschäftigt und schritt mit einem Napfe voll Wasser quer über den Hof. Auf dem Brunnenrande saßen die beiden Männer und sahen einander an — der junge den ältern keck und siegessicher; der andere schaute verdrossen aus müden Augen.

„Ich will dir was sagen, Praga."

„Wenn's was Gescheites ist —"

„Wie gefällt dir dein landfahrendes Leben?"

„Ob ich in der Hölle röste oder im glühenden Staube der Straßen — 's ist eins so schlimm wie das andere."

„Weißt du was, verkauf' mir deine Frau . . ."

„Wenn du was hättest, womit du sie bezahlen könntest . . ." sann Praga laut; dann lachte er bitter auf.

„Ich geb' dir meine Affen dafür!" sagte Enrico Torani.

„Affen? . . ."

„Meinst du, sie wären kein Weib wert? Sie sind die gescheitesten Affen der Welt!"

Praga sah die dürren verstaubten Tiere an, die heruntergekommen waren wie alle, denen die Landstraße Heimat geworden.

„Soll ich dir zeigen, was sie können?"

„Nicht nötig," sagte Praga.

„Warum nicht?"

„Ich glaube dir alles. Ich glaube dir auch, daß sie singen können, wie die da!" sagte er und deutete gegen den Stall, in dem Beatrice sich nettmachte.

„Das hättest du mir vorher sagen sollen, Mann!"

„Früher?“

„Ja; denn dann hätt ich dir nur einen Affen dafür geboten,“ lachte Torani und sah Praga mit listigen Augen an.

Der hatte die Arme auf die Knie gestützt und sann so vor sich hin . . .

Das Geschäft war nicht schlecht. Praga war des Fahrens müde; Sehnsucht nach seiner klaren sonnigen Bergstille hatte er; Armut wohnte dort oben auch, aber sie war nicht halb so schwer wie die, die vor den Türen einer andern Armut in greulichen Gesängen betteln ging!

Aber — wenn er jetzt nach Hause käme, würde er nicht den Hohn der Leute vom Berge zu tragen haben?

Ach, der Hohn! Der verzischt wie eine Rakete! So mochte er kommen!

Wenn aber zu allem auch noch die Hochzeit bereitet werden sollte? . . . Und wenn Beatrice Zara die dicke Lora auch weiterhin als ihre Lehrmeisterin betrachtete! Dann ward ihm die Heimat zu einer Hölle, in der er Qualen zu leiden hatte, unsagbar! Nun ja, die Sache mit den Affen war eine Narrheit. Aber die Narrheit wäre größer, die er beginge, wenn er Enrico Toranis verschmitzten Rat in den Wind schlüge. Praga ver-

hehlte sich keine Sekunde, daß er gefoppt werde... Doch — wenn einer dadurch, daß er gute Miene zum bösen Spiel macht, das Glück seines Lebens sich zurückkaufen kann? Wenn er damit eine Dummheit repariert?

Immer nachdenklicher ward er, und seine Augen sahen aus, als schauten sie auf einmal ein fernes Land, das er schon längst verloren geglaubt. Sie füllten sich mit heimlichem Glanz, je sicherer er die Dinge unterschied, die ihn grüßten . . . Für die Affen und den Bären konnte er Geld lösen . . . Aber für Beatrice Zara? . . . Graue Tage, gelber Haß, gellender Lärm in seinem Hause . . . oder er mußte sich in eine Rolle finden, jener ähnlich, die der Mann der dicken Lora von Santa Ferrara spielte.

Während er sich so in dem bunten Netze seiner Gedanken versann, wuchs seine Erkenntnis: er sollte genarrt, er sollte betrogen werden . . .

Hahaha! War das nicht zum Lachen? Narrte er nicht den andern, der mit seinen braunen leuchtenden Siegeraugen ihn anblitzte! . . .

Wie aber, wenn Beatrice Zara mit allem nicht einverstanden war? Wenn sie auf dem Berge erzählte, daß er sie um zwei lausige Affen habe verhandeln wollen?

„Wir wollen mit ihr reden," sagte er nach einer Weile ein wenig unsicher.

„Warum?"

„Weil das Geschäft sie angeht."

„Ob sie will?" fragte der Neapolitaner verschlagen.

„Ich denke."

„Natürlich will sie."

„Woher weißt du das?"

„Ich habe die ganze Nacht mit ihr heimlich getan . . ."

„Schafkopf!"

„Ich nicht, aber du, mein lieber Praga! Woher wüßt' ich sonst, daß sie gar nicht deine Frau ist?"

„Aber sie will es werden!"

„Denkt nicht dran!"

Praga sprang auf . . .

Daß er so leichten Kaufes davonkommen würde, hatte er sich nicht träumen lassen . . . „Topp! sagte er. Dann nahm er die Affen, hob sie auf den Rücken des Bären, setzte sich in einen gelinden Trab und fuhr auf und davon.

Beatrice Zara hatte währenddem hinter der Stalltür gestanden und kein Wort des Handels verloren. Enrico Torani sollte nicht sagen können, daß sie sich ihm an den Hals geworfen — er

hatte um sie geworben, er hatte die Sache in Richtigkeit gebracht . . .

Lora Zaras Weisheit war in dieser Stunde zuschanden geworden — gründlich zuschanden! Mit heimlichem Herzensbangen war Beatrice Francesco Praga gefolgt — jetzt erkannte sie all ihre Torheit. Längst war eine Bangnis in ihr gewesen; denn sie hörte die Frage an jedem Morgen: Was will das werden? Aber — wie alles verstaubt auf der Landfahrt, Helligkeit der Seele und Blankheit des Herzens, so war auch die Bangigkeit zugedeckt worden mit erlogenem Mute und zur Ruhe geklimpert mit der Schelle des rasselnden Tamburins.

Noch war Francesco Praga nicht außer Sicht, da sprang der braune glückselige Junge seiner Liebsten entgegen, er zog sie heraus ins Licht und schloß sie mit hellem Jauchzen in seine Arme.

„Du,“ sagte Beatrice Zara, da sie wieder zu Atem gekommen war, „keine Mutter hast du gehabt und keine Schwester — so will ich dir beides sein.“

„Na — und Frau?“

„Kommt auch — aber zuletzt!“ lachte sie.

Er sah sie mit großen runden Augen an . . .

„Zwei Leute sind hier zusammengelaufen,“ sagte

das Mädchen, „wie Bergfalken zueinander fliegen! Denkst du, ich geh' stehlen, was wir zum Leben brauchen? Und denkst du, ich halte Hochzeit mit dir, wie — wie —" Sie sprach nicht weiter; denn sie sah sein sommerhelles Gesicht finster werden. Eine Wolke, die darüber zog. Nicht schlimm. Aber eine Fülle von Erfahrungen brachte sie in diese „zweite Ehe" mit.

„Denn zu zweien, mein Schatz, läßt sich nicht so in den Tag hineinleben, und da die Männer nun einmal so dumm sind und das meinen, müssen wir Frauen auf einen guten Einfall kommen!"

Enrico hörte die in komischem Ernst gesprochenen Worte und wußte nicht, ob er lachen sollte ... Er hob sich auf die Zehen und schaute dem Francesco Praga nach —

„Weg ist er! Aber noch nicht so weit, daß ich ihn nicht errufen könnte," sagte er mit komischem Ernst.

Und sie verstanden sich dennoch.

„Was hast du gegen mich einzuwenden?" fragte Enrico lustig und neugierig.

„Daß du zu jung und zu hübsch bist," lachte Beatrice.

„Komm, wir gehen auf den Berg — dort hinein in die blauen Schroffen!" lockte er.

Sie befanden sich zwar auf der andern Seite der mächtigen Gebirgswelt, die Beatrice Heimat nannte, der Sonne entgegen, und sie hätten tagelang zu wandern gehabt, ehe sie Santa Ferrara fanden — aber die Dinge da oben in den blauen Zacken kannte Beatrice Zara doch zu gut, als daß sie freudig eingestimmt hätte.

„Weißt du, was dort oben auf uns wartet?"

„Das Glück!" lachte seine junge Torheit.

„Der Tod!" sagte sie im Gedächtnis vergangener Tage.

Und er fühlte den Schauer mit ihr, der ihr über den Rücken lief.

„Du," sagte sie nach einer Weile, „warum hast du eigentlich dem Praga die Affen gegeben, wenn du wußtest, wie's um ihn und mich stand?"

„Hm, warum eigentlich?" überlegte er. „Ach, weil ich des Viehs über war, und weil ich das fahrende Leben satt habe. Denkst du, ich will meine junge Frau durch die Dörfer schleppen wie einst den Bajazzo, he?"

Sie erwogen den Heimweg. Sie dachten sich aus, wie das werden sollte, wenn sie ein paar Tage nach Francesco Praga da drüben auf der anderen Bergseite ihre Einkehr hielten, und wie Schmähreden und Hohn auf sie niederprasseln

würden, wie ein Platzregen aus dem Sommergewitter.

Aber — sie fand's! „Du darfst nicht glauben, daß ich dich auf dein hübsches braunes Gesicht und auf deine blanken Augen hin heirate," sagte sie. „Es ist da ein alter Berghirt — der Antonio, der das Reißen hat, wenn die Winternebel ziehen. Willst du in die Kapanne und mit dem Alten hausen, bis er stirbt? Und willst du von ihm lernen, wie man Jungvieh pflegt und hütet, milkt und Käse macht?"

„Na, und du?"

„Ich trete hernach an seine Stelle!" lachte sie.

„Und wie lange soll ich warten?"

„Weiß ich's?"

Das schien ihm ein miserabler Handel. Da aber der Weg weit war und auch am Ziele noch etliche Zeit, über diese Frage sich ins klare zu kommen, faßte er das Mädel unter und zog mit ihr in der Richtung, in die sie gedeutet hatte, als er sie nach Santa Ferrara fragte.

— — — — — — — — — — —

Es war die Zeit der großen Ereignisse für die Leute am Berge. Jeder Tag brachte etwas Unerhörtes; und kaum hatte Francesco Praga den Bericht über sein Wanderleben geschlossen, so trat

die Bestätigung alles dessen, was er erzählt hatte, leibhaftig vor die Augen derer von Santa Ferrara.

Lora Zara fand sich am schwersten in alles, was geschah, und schalt wie eine Felsenkrähe. Kaum hatte sie von dem Glanze ihres neuen Geschäftes geträumt — Ehen zu stiften um den Preis von zehn Lire —, so erwies sich ihre Weisheit als brüchig, und Lora mußte sich sagen lassen: „Nun ja, wenn man einen Narren zum Manne hat wie du, dann mag das gehen!“

Heimlich sann sie auf Rache, und des zum Zeichen erschien sie eine Woche lang nicht auf der Stiege ihres Hauses. Die andere jedoch, die Gevatterin Zara, raufte sich die Haare, als das Mädchen in der verblichenen Maskenherrlichkeit wieder daheim eintraf und obendrein den Landläufer mitbrachte. Die Gevatterin, lang und dünn wie der Eheherr der Lora am Berge, war inzwischen zu Großvater Zara in das Haus der Beatrice gezogen. Großvater Zara aber wollte allen Ernstes ein Wort mit den beiden reden; Enrico war zwar willens, alles schweigend über sich ausschütten zu lassen; aber — die Beatrice, die heimgekommen war, war nicht mehr jene, die mit närrischen Träumen ausgezogen. Sie zögerte auch nicht und wartete den Alten mit

ihren „Grundsätzen“ auf, die dauernder schienen als die Bergblumen, die sie an den Sonnenpfaden ihrer Fahrt gepflückt hatte. Am selbigen Tage stiegen die Jungen zu Berge und hielten Einstand bei Antonio in der Kapanne.

Enrico Torani blieb droben. Das Hirtenhäuslein an der Himmelspforte sollte gerade ein wenig hergerichtet werden, und er sollte dabei helfen und sollte eine Probezeit auf Treue und Ehrlichkeit durchleben, die ihm Beatrice so hart als möglich zu machen gedachte.

Denn es war eine Furcht in ihr, der Landläufer — wenn er wäre wie die andern — könne eines Tages zu ihr reden: „Du, schweig still; hast's vergessen, daß du dich mir an den Hals hast gehängt damals?“ Diesen Dolch kannte sie; denn den hatte Francesco Praga zu jeder guten und schlimmen Gelegenheit bei der Hand gehabt und hatte damit nach ihr gestoßen. Und die Wunden, die er ihr geschnitten, brachen wieder auf, so oft an sie gedacht wurde.

Darum war Beatrice Zara diesmal auf der Hut vor sich selber.

Und weil sie Mund, Herz und Augen hütete, wie eine brave Halterdirn die vorwitzigen Zicklein, so fragten die Leute von Santa Ferrara am

Ende der ersten Woche: „Was ist das mit jener und dem Jungen in der Kapanne?"

Und am Ende der zweiten Woche sagten sie: „Die beiden schauen sich nicht nacheinander um und — sie tät ihn schon mögen, aber ihm sind die Rinder und Geißen lieber!"

In der dritten machten die Leute schon höhnische Augen und sagten: „Es ist heraus — wißt ihr, daß der Enrico aus der Kapanne sein verdientes Geld um ein Lachen der Merceda Paoli auf den Tisch wirft?"

Während dieser drei Wochen hatte sich Beatrice Zara auch ein weniges um den abgedankten Liebhaber Praga gekümmert — so wurden die Leute und Mäuler noch schwerer fertig mit dem Rätsel, das ihnen das braune Mädchen zu raten gab.

Von Francesco Praga erfuhr sie: den Bajazzo und die beiden Affen hatte er unterwegs für eine Handvoll Lire losgeschlagen. Es war ein gutes Geschäft gewesen. Ein Anrecht auf etwas, das er in der landfahrenden Zeit sein genannt hatte, erhob er nicht. Sagte auch, er wolle anderswo ein Unterkommen sich suchen; denn es gelüstete ihn nicht, die Suppe auszulöffeln, die ihm das Schicksal eingerührt.

Kaum hatte Beatrice dieses Verzichtes sich ver-

gewissert, so kicherten zwei Mädel durch die Türe in Zaras Küche. Mitleid und Neugier waren in ihren Augen — das Mitleid war ein Maskenspiel, denn darunter steckte die Schadenfreude; die Neugier war echt und hatte es eilig; denn die stand schon mitten in der Küche, während die Mädel noch draußen vor der Schwelle warteten.

„Eh, Beatrice Zara!"

„Es ist schön, daß ihr euch einmal herfindet!"

„Früher zu kommen, das wär' nicht gut gewesen."

„Nicht gut?"

So prüften sie aneinander herum und suchten die Türen zu ihren Geheimnissen einzuschlagen.

„Wenn der Mensch im Glück ist, vergißt er seine Freunde."

„Wär' das Glück nun nicht mehr?"

„Wenn du's nicht weißt, willst du's etwa von uns erfahren?"

„Was soll das heißen?"

„Das alte Spiel geht wieder los."

„Welches?"

„Merceda Paoli hat nicht genug mit einem!" Das warf die eine der Besucherinnen nach Beatrice wie eine Gabel.

„Ihr seid verrückt!"

„Nein — der Enrico Torani, sagen sie . . .“

„Sagen sie? So laßt sie reden!“

„Du hast dich zu billig kaufen lassen,“ kicherte die andere, und dies Lachen stach wie Nadeln . . . „Um zwei Affen!“

„Haha, um zwei Affen!“

„Wär's etwa nicht?“

„Nein.“

„Was gab er noch?“

„Dem Praga nichts!“

„Und dir?“

„Sein Herz!“ sagte Beatrice Zara mit leuchtenden Augen.

„So hat er noch ein zweites gehabt; das verpfändet er nun der vom hohen Licht für ihr falsches Lachen.“

Sie redeten noch eine Weile, und die Mädel bliesen in das Feuer, das sie unter Beatrice Zara angebrannt hatten, bis es häßlich und gelb aufschlug.

Aber Beatrice hatte gelernt, still zu bleiben. Sie verriet nichts als eine Sicherheit, die die beiden Nachbarinnen in heimliches Staunen versetzte. Das nahmen sie mit hinaus in den Tag, wendeten und drehten es im Lichte der Sonne und kamen nicht zur Klarheit.

Gegen den Abend dieses Tages schlenderte An-

tonino aus der Kapanne mit dem Bergstock vorüber; er hatte Einkäufe im Dorfe gemacht, stieß den Eisenzahn seines Stabes zwischen die Steine und schickte sich an zu dem letzten beschwerlichen Stück Bergfahrt.

Da trat Beatrice Zara ans Fenster und legte die Hände um ihren Mund —

„Antonino!“

„Eh!“

„Komm' und verschnauf' dich. Trink' einmal Wein bei mir — es ist gut für den Weg!“

Der Antonino hatte den Trunk eh schon erwogen; er hatte sich das hohe Licht ausersehen und überrechnete die noch in seiner Tasche vorhandenen Soldi ... Da enthob ihn Beatrice seiner Sorge; er schritt vom Hange hernieder und kehrte in ihrem Hause ein. Wer geladen ist, braucht nicht zu zahlen.

„Wie steht's um die Kapanne, Antonino?“

„Fein — und alles fertig!“

„Ist Enrico brav gewesen?“

„Wollt' ich meinen! Der ist froh, daß er der Landläuferei ledig ist. Solche sind die besten. Sieh' mich an! Bin ich nicht auch einmal solch einer gewesen?“ Sie lachten einander vergnügt in die Augen.

„Der Enrico versitzt seine Abende bei der dort?" fragte Beatrice scharf und deutete nach dem hohen Licht.

„Madonna, solch ein Junge!" lachte der Roßhirt.

„Was soll das heißen?"

„Will auch einmal ein Mädel sehen, ein schönes."

„Ich hab's ihm verboten."

„Daß er dich anguckt," sagte Antonino listig. „Aber die andere wird er doch anschauen dürfen? Na?"

„Antonino, wie wär' das, wenn wir der Kapanne einen Flügel wachsen ließen?"

Der Berghirt horchte auf — „Flügel wachsen?"

„Na ja — einen, unter den der Antonino kriechen kann; gibt Schatten gegen die Sonne und Schutz gegen den Bergsturm."

„Warum soll denn der Antonino nicht mehr Platz haben, wo's ihm bis diesen Tag recht gewesen ist?"

„Weil ein Paar dort hausen will — leicht, der Antonino wär' manchmal lieber allein."

„So, so!" machte der Alte, hörte den neckischen Ton, der vordem nicht in der Art des Mädels ge-

legen hatte und endlich kam ihm die Helligkeit in den Kopf: „Und leicht, die eine Hälfte von dem Pärlein möchtest du sein?"

„Freilich, Antonino."

„So, so!" und „aha!" Er tat einen tiefen Trunk. „Nur wundert's mich, daß du dich nicht hast anschauen lassen in den drei Wochen von dem Deinigen. Eine harte Probe, mein' ich, und schier zu grausam."

„So trink' noch einen Becher — da!"

„Und dann: was willst du, daß ich ihm sagen soll?"

„Kommen soll er heute, wenn die Sonne niedergeht, hörst du! Und schließ' die Tür nicht zu an der Kapanne, wenn du dich schlafen legst. Oder gib ihm den Hausschlüssel; denn heim muß er, wenn's auch ein bissel spät wird!" So lustierten sie sich aneinander, die beiden.

Antonino trank den Rest und schickte sich an, zu gehen. „Wär's noch was?"

„Wie der Flügel herauswachsen soll aus dem alten Hirtenhaus, und was sonst daran noch neu zu machen wäre — das, wenn du dir überlegen wolltest, während du aufsteigst."

„Hm. Und das Geld dafür?"

„Ei, der Alte mag sorgen."

„Recht ist's. Guten Tag!" — Damit schob er hinaus.

Und wahrhaftig — als die Dämmerung in tiefem Violett um die Felsen sich wob, flog der braune Bergfalk hernieder und flog mit breiten Schwingen seiner Liebsten ans Herz.

Was sollen sie miteinander geredet haben? Erst nicht viel, und dann ein paar Worte — und immer fielen wieder die Küsse dazwischen wie blutrote Rosenblätter, und deckten zu, was über die Lippen wollte. — Bei dem Verhör, das sie ein wenig hinausschob und in die Länge dehnte und bei dem sie wunderlich grausam tat, unterblieb der rote Fall der Rosen ...

„Magst du leicht die Merceda Paoli gern?" forschte sie.

„Fein ist sie — ich hab' keine Schönere gesehen!" neckte er.

„Ah!"

Er zwinkerte so lustig mit den Augen ...

„Die wird von Tag zu Tag schöner ..."

„Ah! So heirat' sie doch!" sagte sie und hüllte sich dabei ganz in Finsternis.

„Wenn sie des andern ist! ... Na, man müßte einen Weg zu ihr suchen ..."

„Du!" Es zuckte um Beatrices Mund ein

Schein, wie die Wetter leuchten, die nachts um die Bergkanten hängen.

„Meinst du, ich soll des Nachts droben mit den Nebelfrauen die Sterne suchen gehen? oder gar den Antonino lieb haben? Mir Lora Zara bestellen?“

„Die einzige, die du ansehen darfst!“ gebot sie im Vorgefühl künftigen Rechts.

Aus dem Holze des alten Zara, dem die dicke Lora seine Tage zur Hölle machte, war Enrico Torani nicht geschnitzt! Beatrices Herz jubelte. Aber sie schwieg . . . aus Furcht, sein lieber sehnsüchtiger Zorn nach ihr möchte still werden. Es war zum ersten Male, daß ihr ein Mann sagte, wie lieb er sie habe. Und hatte doch kaum darüber geredet! Aber aus den hellen Fenstern seiner Augen guckte die frühlingsblaue Sehnsucht! Auf seinen Lippen lechzte der Durst nach ihrem Munde. Seine Arme zitterten wie die Flügel des rüttelnden Falken, der den Vogel im Strauch erspäht — emportragen wollte er sie in den Horst am Berge, zu dem nicht einmal ein Ruf des Neides drang, der sie zwischen den Häusern umlauerte. Nein, Merceda Paoli, deren Schönheit er sah, pries er doch nur, damit sein Glück Flügel bekäme!

Beatrice nahm ein Spiel Karten vom Wand-

brett — Enrico wußte die Rätsel zu deuten, die der törichte Glaube der Menschen in die bunten Bilder hineinsinnt . . .

Nun saßen sie am Herdfeuer, sie auf seinem Knie, und hatte den Arm um den stolzen, braunen Nacken des Jungen gelegt. Der breitete die Blätter über die Steine — vier Reihen, und hub an zu lesen . . . lauter Glück!

„Du!" sagte er, als sein Mund für eine flüchtige Sekunde still geworden war . . .

„Eh, Enrico . . ."

„Es gibt bald einen Toten in den Häusern von Santa Ferrara . . ."

„Wo?" fragte sie, und ihre Augen wurden weit; denn sein Mund, der gelacht hatte, war ernst geworden, und um seine Augen lag der Glaube der Menschen an die zukunftkündenden Blätter.

„Droben in der Nähe des hohen Lichts."

„Warum dort?"

„Dies Blatt hier bedeutet Merceda Paoli . . ."

„Ihr Mann?"

„Nein, so nahe steht der Tote der Merceda nicht."

Sie rieten —

„Sollte dem grauen Roßhirten Antonio das Herz einrosten?"

„Ihm?"

Mit einem Male war sie ganz im Banne des Orakels . . . Und weil der Spruch düster wurde und gar gespensterhaft, strich Enrico die Blätter unmutig zusammen.

Beatrice litt es nicht — sie wollte den Schlüssel haben, der die Geheimnisse der Karten aufschließt. Sie wollte selbst so reden können — so mit wunderlich klingender Stimme, die aus der Ferne zu kommen schien, hinter dem Vorhange her, der zwischen heute und morgen in dunklen Falten fällt. Wenn sie das deuten könnte, was die kommende Zeit mit unsichtbarer Hand in die Bilder dieser Blätter schrieb! Die Nonna Finotti hatte das auch lesen können und hatte Geld damit verdient. Die Nonna Finotti — droben in der Kapanne hatte sie gesessen, um ein wunderlich blaues Feuer hatten sie gehockt, die zu ihr gekommen waren . . .

Und sie erzählte die Geschichte der Nonna am Berge und schüttete dazwischen hin ihre Küsse über den glückseligen Jungen.

Da lehrte er sie die Bedeutung der Blätter und führte sie hinein in den wunderlichen Irrgarten des Aberglaubens.

Sie verstand's rasch und fand sich darin zurecht; denn sie verlor kein Wort von seinem Munde; und

was er nicht sprach, das las sie aus der deutenden Hand, das sah sie heraus aus den tiefen Bronnen seiner Augen, das vernahm sie in dem heimlichen Klange seiner Stimme. Wo Liebe der Schulmeister ist, bleibt nichts unbegriffen.

Dann kamen die alten Zaras heim und ließen sich die Künste zeigen, die Beatrice gelernt hatte, und ließen sich sagen: es wäre sehr nötig, daß der Kapanne am Berg ein Flügel wüchse. Das alles verlangten die Karten.

Und Großvater Zara überschlug seine Ersparnisse und war froh, daß sie nicht aufgebraucht wurden von den Kosten, die der Anbau forderte.

In dieser Nacht redeten sie von der Hochzeit. „— fünf Wochen noch . . .“ — „Viel zu lang!“ — „Vier?“ — „Unerträglich!“ — „Drei?“

Beatrice ließ handeln, aber Enrico war noch zäher —

„In drei Wochen kann mich die Merceda Paoli umgebracht haben mit ihren Augen . . .“

„Zwei Wochen!“

„Juchhei! Zwei Wochen!“ — Enrico Torani sprang auf, als wollt' er ein Loch in den Himmel schlagen.

Am andern Tage schon schleiften stampfende Muli weiße Bretter zu Berge — an Ketten und

Stricken; denn ein Karriola konnte die Bergsteile nicht emporgezogen werden. Das war für den Nestbau des jungen Adlers. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Lora Zara war in den drei Wochen, die seit Francesco Pragas überraschender Heimkehr verstrichen waren, von einer triefenden Bitterkeit befallen worden.

Noch einmal hatte sie versucht, Ernesto Praga zu bekehren. Der aber setzte das verschlagene Gesicht auf, während er mit ihr sprach, und guckte um alle Ecken, als spielte er ein listiges Verstecken mit der geräumigen Lora. Und wie sie sich müde gerungen, schüttelte sie ihren gallegrünen Hohn über ihn aus.

Ernesto Praga zog desselbigen Tages wieder in die Berge und kroch in einer Hirtenkapanne vor Spiazzi unter — heilfroh, daß er im Kampfe mit Donna Lora nicht Haare oder gar Zähne gelassen hatte.

Im Gram über ihre Niederlage verschloß Lora Zara die Tür zu ihrem Hause, und ward nicht mehr gesehen, dreimal sieben Tage. Dennoch fanden zwischen Dämmerung und Nacht in alter Gewohnheit etliche Frauen auf der Stiege sich ein. Sie tauschten flüsternd ihre Vermutungen

aus über der fetten Gevatterin Zustand, und ihr Kichern drang zu Loras Herd und zu ihrem Bett und peinigte sie . . .

Der trockene Zara mußte in diesen Tagen alle Dinge im Hause besorgen. Das wäre zu ertragen gewesen; denn wortlos und schattenhaft hatte er die langen Jahre sich gewöhnt, die Pflichten der behäbigen Gattin zu den seinen zu machen. Und mit dem Regelmaß eines Uhrwerks, in einem sehr langen, sehr schmalen, sehr staubigen Kasten aufgehängt, tickte er durch seine Tage.

Vordem aber hatte Lora Zara mit der Rolle einer hundertäugigen Wächterin sich beschieden: „Zara, hast du die Ziegen gefüttert? — Zara, sieh' nach dem Feuer! — Zara, der Kessel über dem Brand ist leer — hörst du nicht, daß er pfeift wie dereinst deine verruchte Seele im Fegfeuer? Willst du den teuern Kessel verbrennen lassen, Dummkopf! — Zara, den Besen herbei! Madonna mia, soll ein Stall aus der Küche werden? — Zara, siehst du nun ein, daß der liebe Gott die Welt mit dir betrogen hat?" — In jeder Stunde zweimal hub Lora aus, ihrem Manne seine Unfähigkeit für dies irdische Dasein in Erinnerung zu bringen — ein gellendes, kreischendes Schlagwerk. Aber — so hatte er sich in die

harten Klänge gefunden, daß er schon ruhelos umherzublicken begann, wenn Lora einmal über ihre Zeit hinaus in nachdenklicher Selbstversunkenheit stille blieb.

In den Tagen der Einsiedelei, die Lora sich auferlegt hatte, änderten sich der Ton und diese ersprießliche Art des ehelichen Verkehrs. Stundenlang schwieg Frau Lora; aber es war die Ruhe vor dem Sturm. Und eines Tages erklärte sie ihm, daß sie all die Jahre her eine nachsichtige Närrin gegen ihn gewesen wäre — niemand als sie selbst trüge die Schuld an seiner vollkommenen Unfähigkeit.

Mit der Trockenheit, die er in diesen Jahren sich errungen, hörte Zara auch diese Weisheit an. Und wenn Lora dann alles Gift ihrer Gehässigkeit über ihn gespritzt hatte, ging er in den Stall und versuchte, den Tag ohne seine dickere Hälfte herumzubringen.

Dieses listige Ausweichen ward ihr ein Vorwand, ihm seine Nächte zu verkümmern, und wenn Lora tat, als ob sie schliefe, klangen seine tiefen Seufzer in ihre heimliche Freude.

Um diese Zeit ward das trockene Gesicht, dessen Siegeszeichen ein unwandelbarer Gleichmut gewesen war, mürrisch wie ein Spinnenwinkel; die

Sanftheit seiner Augen verlosch; der ruhsame Griff seiner Hände ward unstät; eine hagere, zerknirschte Kümmernis, wühlte er in den Ecken des Hauses, in dem die Finsternis hockte. Und so ward er dieses Daseins überdrüssig, denn Lora Zara war unerschöpflich an galliger Niedertracht.

Drei Tage dachte er nach, wie dieser Mühsal Ende herbeizuführen sei.

Es war mancher aus dem Leben gegangen, weil er die Strafe für ein sündhaft Sterben leichter zu tragen meinte als die Qualen eines pflichtgetreuen Lebens . . .

Nun hatte Lora Zara die Gewohnheit, um ihn zu sein, so oft sie ihn bei einem Werke vermutete, das etwa nicht nach ihrem Sinne sein könnte. Vernahm sie dort ein Geräusch, so rollte sie von ihrem bequemen Sitz am Herde heraus in den anstoßenden Raum, in dem allerhand Gerümpel und einige Fiaschi Wein standen.

Von Wand zu Wand in diesem Raume spannte sich ein freiliegender Querbalken, und —

Was war das?

Zara — als er wieder einmal in dem Gemach wirtschaftete und Frau Lora drin am Herde in einen Halbschlaf hineindämmerte — faßte sich an

die Stirn und schaute in ausgiebigem Nachdenken zu dem Balken empor . . . Warum war dieser lästerliche Einfall ihm vordem nie gekommen? Heute zum ersten Male? Als eine Brücke weit hinüber zu den seligen Fernen spannte sich das getünchte Holz . . .

Ein wunderlich Sehnen überkam ihn nach der tiefen, heitern Ruhe des Todes, die er sich über des Himmels Blau emporgeträumt hatte. Und doch ward er schier gedankenlos über der Einkehr in jene Welt ohne Grenzen — seine Augen blieben starr, während er nach einem dünnen Stricke faßte. Keine Sehne zuckte in seinem trockenen Gesicht; weder Schatten aus dem Leid seiner Tage, noch Lichter aus den hellen Himmeln der Seligkeit spielten darüber; die Dämmerung blieb in unverändertem Grau auf seinem müden Antlitz hängen. Er schob eine leere Kiste mit dem Fuß genau unter den Balken. Und weil kein Deckel darauf war, auf den er hätte treten können, drehte er sie herum. Aber auch der Boden war brüchig und kaum hinreichend, einen Mann und seine Sorgen zu tragen.

Lora Zara richtete sich in ihrem Sitze am Herd ein wenig in die Höhe —

„Was ist das wieder?" dachte sie und sagte:

Madonna mia, das Haus wird er einstürzen — jetzt räumt er sogar den Schmutz aus diesen Winkeln heraus!" Sie sagte diese Worte ohne die würzige Schärfe, mit der sie der Trockenheit des Mannes sonst aufzuwarten pflegte; sagte sie halblaut, und doch drang der Klang ihrer Stimme durch die Brettertüre in den halbdunkeln Raum.

Aber die Sinne Zaras nahmen's in dieser Stunde nicht auf; denn ein Einfall von so viel Wunderlichkeit war ihm gekommen — Wie, wenn er jetzt auf die knackende Kiste stiege? Wenn er den Strick über die „Himmelsbrücke" würfe, sein Ende zur Schlinge knüpfte und den Kopf hindurchsteckte? Wenn er mit den Füßen dann stark gegen die Bretterwand der Kiste stieß? . . . Nun, dann würde Lora hereintreten; Halbdunkel hing in Schleiern um ihn, und Schreck zitterte durch ihre Glieder . . .

Draußen auf ihrem Herdsitze lauschte Lora. Weil sich nichts mehr regte, vergaß sie ihren heraufrollenden Zorn, schloß die Augen wieder und begann darüber nachzudenken, wie sie ihren Mann zu einem gefügigen Werkzeug ihrer Launen machen könne.

Zara aber setzte den Fuß inzwischen auf die

Brücke zur Seligkeit ... Nur den einen. Damit er ihn wieder zurückziehen könne. Eine Drohung in beginnender Tat wollte er Lora zurufen — zu einem Worte fehlte ihm der Mut! Noch einmal sann er in sich hinein — Jawohl ... selbst der Sprung in das Rätsel der Ewigkeit erheischte nicht so viel Mut als eine offene Auflehnung gegen Frau Loras Hausordnung. Sie sollte sehen: er sei dazu imstande!

Gleichmütig stieg er auf die knarrende Kiste ...

„Paß auf, Zara!" knarrte die Kiste — erst ganz leise.

Gleichmütig warf er den Strick über den Querbalken ...

„Zara!" knarrten die Bretter unter seinen Füßen ...

Mit der Trockenheit, die sein eigenstes Besitztum geworden, steckte er den Kopf in die Schlinge und legte sie sich um den Hals, wie das weiße Tuch, das er an Festtagen umband ...

„Zara!" knarrte es unter ihm ... Der Boden der Kiste brach ein ... Der Strick ward straff ... Die Schlinge zog sich zusammen ... Auch die Brücke zur Seligkeit knarrte ein wenig ... Es schütterte in der Wand, die den Raum von der Küche trennte ... Der Mann

tastete mit den Schuhen nach dem trügerischen Stande, dem er sich anvertraut hatte ... Der glitt immer weiter und glitt fort vor den unwillig, den angstvoll suchenden Füßen ...

Lora schlug draußen in tiefempfundenem Zorn auf die Armrasten ihres Lehnstuhls ...

„Zara, bist du toll geworden? Zara, neidest du mir die karge Stunde der Ruhe nach all dem Leid, das du über mein Haus bringst?“ rief sie. Glutrote Wolken lagen auf ihrer Stirn ... So rollte sie vor die Tür zum Nebenraum ... Schon zuckten die Blitze, schon öffnete sie den Mund ... die eiskalten Schloßen ihrer Worte sollten den Törichten überschütten ... Sie stieß die Tür auf —

Da erstarrten die Flüche auf ihren Lippen zu einem langen markerschütternden Schrei ...

Wenn Zara nicht schon so weit fortgewesen wäre, er hätte diesen Schrei hören müssen ... und er wäre zurückgekehrt in der Gewohnheitsmäßigkeit seines Gehorsams.

Aber der Weg in die Ewigkeit ist weit, und die gemessene Eile, mit der er innerhalb der engen Grenzen seines Hauses geschritten war, hatte er vergessen müssen ...

Den spitzen grünen Hut, der einmal schwarz

gewesen war, und dessen Krempe im jahrelangen Gebrauch müde nach abwärts sich gerichtet hatte, trug er auf den Haaren — just so sah er aus, als schlüg' er in der Frühe das Herdfeuer an: kein Zug der Schmerzen entstellte sein Gesicht.

Nur die Hände hatte er erhoben. Diese Hände sprachen für ihn und sagten: es war nicht mein Wille.

So war er auch zu diesem letzten Schritte gelangt wie zu allem, was er getan hatte — es war nicht sein Wille.

Und so lang wie der Weg, den der erdenmüde Mann nun drüben zog, so lang war Lora Zaras eintöniger Jammerschrei.

Er zerriß auch nicht, als sie den Riegel von der Haustür schlug und ein Strom Sonne über sie strömte . . . Er fand sich hinein in die anderen Häuser, er fand sich ins hohe Licht, und die Menschen stürzten heraus und stürzten herein zu Lora Zaras schreiender Reue.

Gegen den Tisch der Küche lehnte sie und schrie ihren Schmerz in den Tag und über die verwunderten Menschen. Aber wie die auch in sie drangen, sie hatte kein Wort, sich ihnen verständlich zu machen. So wundersam war die Wirkung von Zaras letztem Entschluß.

Endlich erfaßte Lora zwei der Nächststehenden und wankte zwischen ihnen zu des Mannes Leiche. Sie hoben ihn herunter und legten ihn neben das Herdfeuer. Aber Zara ließ durch kein Wort sich locken, durch kein Versprechen zur Umkehr sich bewegen.

„Eh, Lora Zara!“

„Meint ihr etwa . . .?“ Ein zitronengelber giftiger Schreck ging an in ihren Augen.

„Du hast das getan!“

„Ihr seid alle von Sinnen!“

„O, Lora Zara, was hast du getan —“

„Meint ihr, ich habe ihn dahin aufheben können?“

„In den Tod hast du ihn getrieben!“

„Bin ich nicht in Sorge für ihn gewesen?“

„Du, seine Qual!“

„Bin ich nicht die beste Frau gewesen? Hat er mich nicht lieb gehabt?“

„Felsenviper, du!“

„Alle Heiligen, warum seid ihr so ungerecht?“

„Vergiftet hast du ihm sein Leben!“

Da stürzte Lora Zara hinaus ins Licht und schrie eine wilde zerrissene Klage in den blanken Tag. — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Sie ging mit den andern, als alles ruhig geworden war, zurück in das Haus. Sie begruben den Toten ...

Als Lora Zara aber den Schlüssel in das Türschloß schob, da sie vom letzten Gange heimkehrte, sperrte das Schloß ...

Darüber ward sie bleich und fürchtete sich.

Andere kamen, zu öffnen. Denen gehorchten Schloß und Schlüssel.

Von Stund an lag Lora in den Fesseln ihrer Angst — es litt sie nicht in der Küche ... sie wagte nicht, die knarrende Stiege nach oben zu steigen; denn sie deutete sich das Achzen der Bretter als eine schaurige Klage des Toten. Die kommenden Nächte schlief sie im hohen Licht. Und als sie sich den Schein der Ruhe zu geben vermochte, nahm sie ein Mädchen aus Santa Ferrara, das die Einsamkeit ihrer Nächte mit ihr teilen sollte.

Da war's Enrico Torani, der die Angst in ihren Augen entdeckte. Und Enrico Torani kam zu ihr und stahl sich in ihr Vertrauen.

„Warum fürchtest du dich, Lora?" fragte er.

„O, er war tückischer Art."

„Wen meinst du?"

„Den, der jetzt ein Toter ist."

„Du fürchtest dich also vor ihm, und man sagt doch, er sei der beste Mann von der Welt und dir nie ungehorsam gewesen?“

„Das sagen sie von jedem Toten!“ Dabei beugte sie sich zu Enrico Torani und sagte ihm ins Ohr: „Er war tückisch wie eine Wildkatze!“

„Was kann er dir jetzt noch schaden?“ lachte der.

„Meinst du nicht, daß es ihm einfallen könnte, mit mir abzurechnen?“

„So hast du ihm also unrecht getan?“

„Er könnte dumm genug sein und es glauben.“

„Dann freilich —“ Enrico zuckte die Achseln.

„Was?“

„Wenn er sich nun doch noch einmal heimfände?“

„Das könnte geschehen?“

„Man sagt es, Lora Zara.“

„So will ich das Haus verkaufen!“

„Denkst du, es wird dich jemand bei sich wohnen lassen?“

„Warum nicht?“

„Hm, sie sagen, du seiest nicht fein umgegangen mit dem Deinigen.“

„Das lügen sie.“

„Du dauerst mich, Lora! Was meinst du,

wenn ich ein paar Nächte in deiner Kammer schliefe? . . ."

„Du bist der gerechteste Mensch, den die Sonne bescheint. Tu das, Enrico Torani!"

Und zur Stärkung für sein Vorhaben begann Lora Zara Eier in die Pfanne zu schlagen und legte drei Scheiben Speck darum.

„So soll das Mädchen nicht mehr kommen — ich sitze des Nachts wach im Bette, weißt du; denn sie schläft und atmet wie der Bergsturm."

„Hm," machte Enrico. „Aber zu viel Zeit hab ich auch nicht — du weißt: ich will Hochzeit halten."

„Das läßt sich am Ende verschieben."

„O, bist du verrückt?"

„Und dann?"

„Dann bist du wieder deiner Furcht überlassen."

„Sie wird mich umbringen, diese qualvolle Furcht!"

„Wahrscheinlich."

„Glaubst du das wahrhaftig?"

„Natürlich. Ein Schatten, wirst du einst aus der Tür deines Hauses gehen; dein Fleisch wird verblühen wie der Bergmohn. Das ist Zaras Rache."

„Corpo della Madonna!“ seufzte Lora Zara. Sie wollte nun auch nicht am Tage allein im Hause bleiben.

Er führte sie hinüber ins hohe Licht. Danach stieg er empor zur Kapanne und redete lange heimlich mit Antonio, dem Hirten —

„Eh, Antonio!“

„Was hast du?“

„Willst du mich ein Haus verdienen lassen?“

„Wie kann einer ein Haus verdienen, wenn er von seiner Mutter an der Landstraße geboren worden ist?“ warf Antonio zweifelnd ein.

„Ha, im Schlafe!“

„Junge, du bist närrisch!“ Antonio nahm den Rest einer Zigarre vom Wandbrett und steckte ihn zwischen die Lippen; sie sah aus wie das Ende eines Rattenschwanzes.

„Paß auf! Wenn du als der trockene Zara heute nacht aus der Ewigkeit herüberkommst, will ich mir der dicken Lora Haus verschaffen!“

„Und mir?“

Nun kam eine listige lange Beratung, bei der viel mit geheimnisvollen Augen und rührigen Händen geredet wurde.

Antonio, der die besinnliche Art sich zu be-

wegen hatte, die dem Capobianco zu eigen gewesen war, dachte ein bißchen hin und her . . .

„Du!“ sagte er dann und schnalzte mit Daumen und Zeigefinger.

„Na?“ sagte Enrico.

„Die Sache machen wir!“

— — — — — — — — — — —

Als die Sonne niederging, fand Torani sich im hohen Licht ein, führte Lora in ihr Haus, hieß sie backen und braten, und Lora folgte, als wären Gehorsam und Dienstbereitschaft ihr angeborene Tugenden. Die Ruhe Enricos schien dabei über das Herz der Lora zu kommen . . .

Ganz oben am Berge waren die Sonnenflammen auch schon verlöscht. In vielen Häusern waren die Lichter angetan. In dem der dicken Lora saßen die beiden Leute am Tisch einander gegenüber und ließen sich einhüllen von der Nacht und erfüllen von ihren Erwartungen. Sie konnten einander kaum noch sehen; in der Herdasche verknisterte die letzte Glut.

Enrico Torino hatte den Kopf auf die linke Hand gestützt und zeichnete Figuren auf das Tischblatt; er hatte sich und die Welt vergessen. Und Lora lauschte dem Schritte der Zeit, der um die fallende Nacht so laut ist. Auf einmal —

Enrico ließ die Gabel fallen; sie tat einen harten Schlag auf den Tisch —

„Horch, Lora!"

Loras Augen taten sich weit auf. „Was ist?"

„Hast du's gehört?"

„Nichts."

„Nicht einen schleifenden Schritt?"

„Nichts!"

„Nicht ein zages Tasten?"

„Nichts, nichts, Enrico!"

„Sst —"

„Madonna, was machst du einem das Herz schwer!"

„Wär' ich geblieben, wo ich war!" sagte er mit gut geheuchelter Reue, und leibhaftige Furcht klang aus seiner Stimme.

„Enrico!"

„Warum mußt' ich in dies Gespensterhaus kommen?"

„Willst du nicht nachschauen, Enrico?"

Der Hirt gab sich einen Ruck und schritt dann lauschend zu der Türe, die nach außen führte. Er legte sein Ohr daran. „Es ist nichts," sagte er und schloß leise auf. Die Nacht hing draußen, und nicht einmal im hohen Lichte lag noch ein Schein vor der Tür.

„Man möchte nicht zu Bett gehen —"

„Närrisch bist du, Lora! Meinst du, ich wollte dir Gesellschaft leisten am Herdfeuer und die Nacht auf deinen steifen Schemeln verhocken? Komm!"

Da zündete Lora ein Licht an, und sie kletterten miteinander die Holztreppe empor.

Plötzlich hielt Lora inne . . . „Willst du nicht noch einmal hinabsteigen und sehen, ob alle Riegel vor den Türen sind?"

„Ja, es ist besser für alle Fälle!"

Er nahm ihr das Licht aus der Hand; drunten schlug er die Eisenstange mit festem Griffe vor die Pforte, ging durch den Nebenraum — auch den Riegel nach dem Stalle hörte Lora klirren.

Dann legten sie sich zu Bette — Lora hatte einen Strohsack in einen Winkel der Dachkammer geschleppt, alle Decken darüber gebreitet, die sie im Hause hatte, und steckte zuletzt das Kerzchen an, das im Öle vor der Gottesmutter schwamm. Dann legte sie sich hin.

Die Müdigkeit fiel über sie wie ein Netz, und sie verfing sich bald in den dichten Maschen. Aber wenn die kleine Flamme im Öle knisterte, zuckte sie empor, und ihre Lippen flüsterten ein Gebet. Jeder Schlag der Uhr schreckte in ihre

unseligen Träume, und ihre Lider hingen voll Weinen auch während ihres Schlafes; um ihren Mund wehte der Jammer. —

Die Wanduhr drunten in der Küche hatte schon die Mitternacht gerufen. Da schleiften Schritte ins Haus — da schleiften Schritte durch die Küche . . . ein zuckender Lichtschein fiel durch die Luke nach oben.

Als Lora aus dem Schlafe fuhr, schrie sie nach Enrico, und sie sah ihn auf seinem Lager sitzen, das Gesicht mit den Händen bedeckt. Dann nahm er die Hände herunter und starrte — ein Unseliger — nach der Luke; denn die Stiege knarrte, und Tritt vor Tritt wandelte einer die Treppe empor.

Lang, groß, gespenstisch hub sich's herauf — zu niedrig war die Dachkammer für den Mann im weißen Laken; denn er hatte zum Überfluß eine Stange aufrecht im Arm, über die er das Laken gehängt hatte, das ihn in losen Falten umfloß.

Lora hatte die Zudecke über sich geworfen und ihr Gesicht verhüllt und wehklagte, als ob das höllische Feuer an ihr wäre.

„Wer bist du?" rief Enrico das Gespenst an. Und ein ganz verzittertes Herz klirrte in seine Frage.

„Ein Unseliger, der nicht zur Ruhe kommen kann, solange dieses Weib ihr Satanswerk betreibt.“ Die Stimme klang herauf aus sieben Grabestiefen.

„So fasse sie an und nimm sie mit dir — schleppe sie fort, daß wir Armen am Berge zur Ruhe kommen vor dir!“

Der Lange im Laken zog Lora die Decke fort — da sprang sie heraus in ihrem zitternden Entsetzen, den Unterrock locker um die Hüften gehalten, und kniete vor dem furchtbaren Gaste.

„Lora Zara!“ sagte er.

„Was willst du von mir?“

„Schlaflos wird dein Leben dahingehen, bis der große Schlummer über dich fällt, aus dem kein Erwachen ist. Aber du kannst dich lösen von deiner Schuld . . .“

„Rede,“ schrie Enrico, „was hat sie zu tun?“

„Lora Zara, dem, der in dieser Nacht bei dir gewacht hat, sollst du dein Haus schenken; denn Qual und Krankheit wachsen für dich darin und zuletzt der Tod.“

Lora jammerte, Lora stammelte, Lora erhob die Hände . . . „Alles, alles will ich tun.“

„So sei es! Aber ich komme wieder in einer andern Nacht, zu sehen, wie du dein Wort eingelöst hast."

Langsam wandte sich die Gestalt, langsam und gespenstisch stieg sie die Stufen hinab und schlürfte aus dem Hause.

Die gepeinigte Frau sank neben Enrico hin . . .

„Schenken soll ich dir, was mein ist? Alle Heiligen, was soll dann aus mir werden?"

„Ich weiß nicht," sagte Enrico. „Aber er hat gesagt, daß er wiederkomme. So wollen wir ihn beim nächsten Male fragen, was er darüber denkt. Alles Leid hat seine Zeit; alle Bosheit, die du ihm getan hast, ist nicht ewig gewesen, so kann auch die Strafe nicht ewig sein."

Lora hörte Worte, aber sie hörte nicht die Sinnlosigkeit dieser Worte.

Die Türe des Hauses blieb verschlossen durch den andern Tag. Lora litt nicht, daß Enrico sie verließ, um in der Kapanne nach dem Rechten zu sehen.

Wieder kam die Nacht, und fast erwartungsvoll saß die Frau auf dem Rand ihres Bettes und hüllte sich in ein Tuch; draußen stob ein früher Herbstwind — und wieder hub die Glocke zum Schlage der Mitternacht . . . da schlürften die

Schritte, da knarrte die Stiege, und das Gespenst erschien genau so wie gestern — aus dem Herzen der Nacht stieg es empor. Von der Holzstiege her redete es; denn sein langer Leib hatte nicht Platz unter dem Dache — und sprach:

„Lora Zara, die du mir die Erde zur Hölle gemacht hast, befolgtest du mein Gebot?"

„Es ist alles geschehen," log Lora Zara.

„Du lügst, Lora; denn noch hast du nicht verbrieft, was du jenem versprochen. Kommt hinab an den Tisch, und du, Lora Zara, schreibe!"

Da folgten die beiden dem vorausschreitenden Gespenst, und Lora wimmerte: „Schreiben? Woher sollt ich schreiben können?"

„So schreibe du," gebot das Gespenst dem Hirten.

„Auch ich kann nicht mehr als meinen Namen mit der Feder malen."

Da setzte sich das Gespenst an den Tisch und schrieb und las mit staubiger Stimme, was die Feder knirschend auf das Papier gebracht hatte: „Ich will aus meinem Hause gehen, ich will dies Haus vermachen dem, der mich in den Nächten meiner Furcht beschützt hat. So wahr ich ein frommes und gutes Leben führen will, setze ich drei Kreuze unter diesen meinen Willen . . ."

Und sie malte die Kreuze darunter, und sie sah die Erscheinung hinauswandeln, und es war ihr doch alles wie ein furchtbar grauenerregender Traum.

In der Tür wandte sich die Gestalt: „Noch einmal komme ich, zu sehen, ob du die Wahrheit gesagt hast, und ob du eine andere geworden bist als zu den Zeiten, da ich lebte. Und wenn dieses alles geschehen, soll dir vergeben sein, was du an mir gesündigt.“

In der dritten Nacht erschien die Gestalt, erwartet von den beiden drunten am Herde. Aber sie stellte sich in die Mitte der Küche und blieb stumm.

„Rede!“ sagte Enrico.

„Was soll ich dir sagen?“

„Du sollst sagen: wohin soll Lora Zara gehen, wenn sie nicht mehr hier sein darf?“

„Dorthin!“ sagte das Gespenst und deutete in der Richtung auf die Kapanne am Berge.

„Wohin?“

„Dorthin, wo der Hirt Antonio sein gottselig Leben lebt.“

„Was soll sie dort?“

„Sie soll ihm eine treue dienende sanfte Genossin sein, so lange er lebt.“

„Aber wir bauen die Hütte jetzt neu. Sollen wir denn zu viert darin hausen?“ fragte Enrico.

„Nein, nicht also! Sondern du sollst mit deinem jungen Weibe in diesem Hause der Zara wohnen. Und von dem Geld, das ich meinem Weib erspart habe, soll sie den Bau der Kapanne bezahlen. An dem Tag aber, an dem sie streitsüchtig und hart wird wie zu meinen Lebzeiten, will ich wiederkommen und alles Übel der höllischen Strafen ihr bringen. Hat sie sich aber gebessert, so geh' ich schlafen, und ihre Tage werden Tage des Glückes sein.“

Wie aus weiter Ferne schien die Stimme der weißen Gestalt herüberzuklingen. Wieder wandte sie sich, und mühsamer denn zuvor schlürfte sie von dannen.

Aber nicht in die Nacht, sondern nur bis zur Tür, die aus dem Nebenraum in den Hof führte. Noch einmal kehrte sie sich um: „Es wird nicht geredet über die Toten, die heimkehren zur Stätte ihres irdischen Leidens. Wenn Lora Zara davon spricht, daß ich nicht schlafen kann, wird sie aus der Kapanne am Berg verstoßen; kein Mensch wird ihr ein Obdach gewähren, und sie wird hinsiechen am Rande der Straße und wird doch nicht den Weg finden in das Land der ewigen Ruhe.“

Die Tür tat sich auf; der Herbstwind fuhr herein und löschte die Lichter . . .

„Enrico . . . bist du da?“ weinte Lora Zara.

„Eh, Lora, ich schlag' Feuer! Nun komm' zu dir! War das nicht eine frohe Botschaft?“

„Meinst du wirklich, daß es eine frohe Botschaft gewesen sei?“

„Freilich! Kann's dir denn besser gehen nach deinem lästerlichen Leben? Ein feines Haus am Berge — hundertundfünfzig Lire kostet der Bau!“

„Es langt mir dazu,“ freute sich Lora Zara, „und es langt zu etlichem mehr.“

„Na, Lora, was hast du also zu jammern? Dies Gespensterloch bist du auf ehrliche Weise losgeworden. Denkst du, es hätte dir jemand einen Soldo dafür gegeben, wenn ich ihnen gesagt hätte: es spukt unter diesem Dache?“

Frau Lora war von willfähriger Einsicht. Von Furcht durchschüttert, hielt sie Enricos Joppenzipfel in der Hand: „Eh, Enrico, was meinst du zu der Sache?“

„Sie war wunderlich — aber es ist nun mal die Art der Geister, so mit den Menschen zu verkehren. Und vor allem, wenn sie mit unsereinem ein Huhn zu rupfen haben, Lora Zara! Du kannst

von Glück sagen, daß du so davongekommen bist. Wenn ich der Deinige gewesen wäre, ich hätte dich nicht so leichten Kaufes davonkommen lassen! Auf den Rost hätt' ich dich gesetzt und von hinten her so langsam braun werden lassen ..."

Lora Zara wand sich unter der Pein, die ihr diese Worte verhießen. Aber sie empfand doch wieder eine wohlige Behaglichkeit — jetzt war das große Tor für immer zugeschlagen, durch das der trockene Zara sich herüberfand. Und im Vollgefühl ihrer guten Vorsätze konnte sie getrost in das neue Leben pilgern.

— — — — — — — — — — —

Nach einiger Zeit, in der Enrico Torani und Beatrice Zara ein Paar geworden, hatte das Gerücht von dem Spuk im Hause beim hohen Licht sich dennoch unter die Menschen gefunden. Niemand wußte zwar, wie alles zugegangen war; denn Enrico hütete sich wohl, sein listig erworbenes Dach so leichtsinnig preiszugeben; aber: der trockene Zara gehe um und sänne in der ihm eigenen langsamen Art einen Schabernack aus, den er der dicken Lora spielen könne ... Dies Gerücht blieb und hielt sich beständig unter den Leuten am Berge.

Auch Enrico und Beatrice bestätigten auf die neugierigen Fragen, daß es im Hause nicht richtig sei.

„Eh, warum packst du dann nicht dein Weib und dein bißchen Glück zusammen und ziehst aus?“

„A bah,“ lachte Enrico, „besser ein Dach, unter dem es spukt, als die Kuppel des Himmels, in die die goldenen Nägel geschlagen sind.“

Und das Gerücht, daß der lange Zara nächtlicherweile gesehen worden sei, wie er im Nebelkleide über die Hänge schlürfte und stöhnte wie ein erwachender Bergwind — dies Gerücht fand sich natürlich auch in die Kapanne des Antonio. Der hörte schweigend und aufmerksam zu, wenn ihm die Leute davon erzählten, lud sie in den grauen Spätabenden des Jahres zu sich und tat sich und den Freunden wohl bei einem guten Trunke Bardoliner Weines und dem traulichen Scheine des Feuers.

Er wußte: dies gruselige Märchen hielt Frau Lora in heimlicher Angst und in frommem Beten. Wenn sie einmal aufbäumte gegen das kurzgeschnallte Zaumzeug ihrer Pflichten oder Gift in ihrem Munde bereitete, so beschwor Antonio, der listige, den Geist des trockenen Zara. Und was

der lange Alte sein Lebtag nicht fertiggebracht hatte, als toter Mann tat er Wunder!

So erfüllte sich in diesen Tagen Lora Zaras Schicksal: sie hatte die Welt zum Narren halten wollen und führte nun ahnungslos das köstlichste Narrenspiel auf, das je in den bunten Gärten des Aberglaubens gedichtet worden war.

— — — — — — — — — — —

Um diese Zeit geschah ein Wandel mit Merceda Paoli. Wie ein Rausch war die Verehrung der Menschen nach ihrer Tat an Santi Praga über sie gekommen; Antonio, der Roßhirt, hatte sogar ein Lied nach einer Volksweise auf sie gedichtet, das die Burschen des Abends in der Schenke zur Mandoline sangen. Um diese Zeit ward das Märchen lebendig: Zara vom Berge könne nicht schlafen und gehe durch die Nächte wie ein Bergnebel. Und als der Rausch, den Merceda Paoli aus der Verehrung des Volkes sich getrunken hatte, langsam zu vergehen begann, trat ein wunderlich nachdenkliches Wesen an ihr hervor.

Carlo Paoli drang in sie . . .

Sie schwieg . . .

Die Schmuggler, die einen glücklichen Paschgang in den Herbstnächten durch einen dauerhaften

Trunk feierten, versuchten, die alte Freude in ihr zu wecken . . .

Vergebens.

Stumm und mit einem rätselvollen Traum in den Augen tat sie ihre Pflichten. Aber die alte gefeierte Merceda Paoli war das nicht mehr.

So mächtig lebte der Aberglaube in diesem heitern Bergvolke, das den Glanz des Himmels aber auch seine Geheimnisse — in den Augen trug, als Merceda Paoli eines Tages von Enrico Torani auf einsamem Berggange getroffen wurde.

„Merceda!“

„Du bist mir nachgegangen.“

„Ich denke nicht dran.“

„Was willst du dann von mir?“

„Heimführen will ich dich, wenn du magst.“

„Laß mich allein sein.“

„Du gehörst dorthin,“ sagte Enrico. „Hast du vor, deinen Gästen die Schenke zu verekeln?“

Merceda fuhr zusammen, und um ihre Lippen zuckte ein Weinen —

„Enrico!“

„So rede!“

„Sie sagen, Zara streiche des Nachts durch die Nebel . . .“

„Warum soll's nicht sein?"

„Hast du ihn gesehen?"

„Warum fragst du so?"

„Weil . . ."

„So rede, Merceda!"

„Weil — wenn es nun ein anderer wäre . . . Torani — ein anderer, den du gar nicht mit deinen Augen gesehen hast!"

Enrico setzte sich neben die junge Frau auf den Stein und faßte sich an die Stirn . . . „Das ist es!" dachte er. Und er begann klar und spöttisch zu reden über den törichten Glauben des Volkes.

„Ich kann jene Stunde nicht auslöschen in meinem Gedächtnis," sagte sie bitter und starrte auf den Felsengrund zu ihren Füßen — „nicht auslöschen das Bild . . . wie er zusammenbrach, und sein Blut sprang auf diese Hand — hier, hier . . . ich wasche sie an jedem Tage hundertmal, aber ich sehe es dennoch. Siehst du es nicht, Enrico Torani?"

„Alle Heiligen, was denkst du dir aus, Merceda Paoli!"

„Vielleicht, weil ich so hoffärtig gewesen bin in den Tagen nachher. Oder weil ich so lustig war — weißt du, ich bin im Rocke vom Karne-

val hinübergetanzt zu Lora Zara und habe mich gewirbelt wie ein Kreisel. Damals ging's an. Ich habe gedacht, ich könnte die Qual meines Herzens zertanzen. Aber sie wuchs und steht in blutroter Blüte, Enrico Torani. Warum hat man mich nicht fortgeführt, daß ich büße, was ich getan? Hat Santi Praga nicht auch büßen müssen, weil er Blut vergossen hat?"

„Du hast einen Irren getötet, der dich erstochen hätte, wenn du dich gegen ihn gestellt hättest, Merceda Paoli!"

„Das hat mir der Carlo auch gesagt; aber ich glaube es nicht ... Warum muß ich nur immer denken, es könnte Santi Praga sein, der des Nachts durch die Nebel zieht?"

„Komm, Merceda, ich will mit Carlo Paoli reden. Wir beide wollen mit ihm reden. Du kannst hier nicht allein in Bergwind und später Sonne sitzen. Willst du närrisch werden?"

„Bin ich's nicht schon?" fragte sie. Ein wunderliches Lachen klang aus ihrem Mund und sie erhob sich.

Langsam schritten sie darauf miteinander über die Hänge.

Beim hohen Lichte standen Carlo Paoli und

Beatrice Zara und redeten miteinander. Sie sahen die beiden aus blauen Fernen herniederschreiten, — sie sahen, Enrico führte das junge Weib an der Hand und lachte mit ihr.

Da fiel noch einmal das grelle Feuer der Eifersucht in Beatrices Herz . . . Verrückte Gedanken stiegen als Rauch aus dem schwefelgelben Brande — wenn der Vorhang doch nur einen Finger breit zu heben wäre! Aber die Karten, die sie oft heimlich gefragt, hatten immer gelogen. Und doch — „Komm, Carlo Paoli," sagte sie, „laß dir die Zukunft künden aus den Karten!"

Paoli lachte, aber sein Herz zog ihn . . . was das wäre mit seiner Frau — vielleicht verrieten die zukunftkundigen Blätter etwas . . . deshalb folgte er Beatricen.

Sie breitete die Blätter auf den Tisch, und der neuerwachte gelbe Brand warf sein häßliches Leuchten in ihre Worte . . . „Du mußt dich hüten vor der Frau, der ein Vergißmeinnicht unter der linken Schulter blüht . . ." fabelte sie; denn sie wußte: Merceda Paoli hatte ein winziges blaues Mal an dieser Stelle, so groß wie eine Linse . . . Fabelte allerlei, sah die Verdrossenheit des Schenkwirts und sagte: „Sieh nur, welch ein verrücktes Zeug ich dir sage . . . aber es

liegt so in den Karten, und du wolltest es doch wissen."

Um die dunkeln Brauen Paolis zog ein Wetter. Er ging ohne Dank hinaus und saß in stummem Nachdenken am Herd im hohen Licht.

Da kam Enrico mit Merceda herein. Carlo Paoli blickte ihr stumm und finster entgegen. Sie senkte die Augen und stieg in tiefer Verstimmung die Treppe zur Dachkammer empor. Kein Wort hatte sie mit ihm gesprochen.

Stiller als sonst ging Enrico hinüber in sein Haus. Beatrice tat, als sähe sie ihn nicht kommen; sie warf die Schüsseln durcheinander und klirrte das Geschirr auf den Tisch.

Das riß ihn aus seinen Gedanken. Er begann von Merceda und ihrem seltsamen Wesen zu sprechen.

Da höhnte ihn Beatrice und erzählte ihm, was sie unterdessen mit Carlo Paoli geredet habe . . . „Das Mal, von dem ich dem Weinwirt erzählt habe, trägt Merceda unter der linken Schulter, sag' ich dir. Denkst du, ich laß mich zum zweiten Male von ihr um mein Glück betrügen?"

Enrico erschrak, wie er das spitze Licht in ihren Augen stehen sah . . . aber er breitete seine Arme aus und zog die Frau an sein Herz. „Komm,"

sagte er, „dieses Spiel sollst du Carlo Paoli abbitten. Es ist sehr übel von dir, Mißtrauen zu säen in dieser Zeit zwischen ihr und ihm.“ Dann sprach er halblaut mit ihr, und seine Worte fielen in sie, wie Sonne um den Berg, wenn's Frühling wird.

Und er führte sie hinüber in die Schenke und redete mit dem Padrone. Tränen der Scham stiegen in Beatrices Augen; denn sie hatte nun alles erfahren, was zwischen Merceda und Enrico Torani geredet worden war.

Merceda aber wußte von alledem nichts; denn sie hatte die Türe vor die Luke über der Holzstiege gelegt und saß allein in der Stille der Kammer, bis die Dämmerung heimlich zu ihr hereinspann; da endlich war ihr Herz ganz still geworden, und Lachen und Weinen rangen um ihren Mund . . .

Lautlos hob sie die Falltür; denn sie hörte keine fremde Stimme in der Schenke. Nur Carlo Paoli hantierte am Herde; der tat die Arbeit der Frau und schürte gerade die Glut für die Abendsuppe.

Da stieg Merceda die Holzstiege herab.

Und sie legte ihm ihre Hände auf die Achseln; hoch und schlank wie der Mann, den sie lieb hatte,

stand sie neben ihm. Und sie lehnte ihre Stirn an seine Brust. Dann faltete sie die Hände hinter seinem Nacken und sagte zu ihm: „Carlo, Carlo —"

Er sah sie an; denn er fühlte, sie zitterte in ihrer Freude —

„Was ist dir, Merceda?" fragte er.

„Wir werden ein Kind bekommen, Carlo!"

Und Carlo Paoli faßte sein schönes junges Weib an den Hüften und hob es mit jauchzendem Herzen empor. Und die rote Bergsonne warf ihren Purpur in die Schenke und hing ihn um das königliche Paar.

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig

3

nce.

er.

um

end.

ner-

abe

us-
der

nen
au-
us
ält
nz

Geissler, Max.
Das hohe licht.

NAME	DATE	NAME	DATE
Rendtorff	Oct. 15. 13		
	Dec. 7		
	Mar. 1-18		